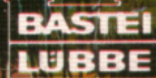
SCIENCE FICTION

DIE TERRANAUTEN

Robert Quint

Planetenmuster



Robert Quint

Planetenmuster

Science Fiction-Roman



BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Science Fiction-Abenteuer
Band 23 014

Titelillustration: Tim White
Umschlaggestaltung: Quadro-Grafik, Bensberg
Druck und Verarbeitung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Western Germany
ISBN 3-404-23014-0

I

Der Erstsommer auf Calhari war heiß; heißer als der Zweitsommer und die Mittenzeiten, die den Regen brachten. Es regnete Wasser, und es regnete Grasschrecken, rotgepanzerte Insekten, die alles unter sich begruben. Nach den Insekten strömten Wasserfluten in den Bachbetten wie Blut in offenen Adern zu Tale und ergossen sich in die fruchtbaren Kessel, schwemmten Ackerboden fort und spülten Schilfhütten davon.

Die Flutwelle wälzte sich unaufhaltsam weiter, durch die Einschnitte in den Bergen, durch die Schluchten, die die Granitmassive spalteten, wälzte sich stets in Richtung Süden, wo das Planetenmeer lag.

Das Planetenmeer … Ein schwarzer, stiller, träger Ozean, dessen Küstendämme aus Humus bestanden, aus fruchtbarem Boden und Menschenleibern.

Begann der Zweitsommer, dann zerfielen die Kadaver der Grasschrecken in den leergeschwemmten und ausgedörrten Talkesseln, und in ihren sterblichen Überresten pflanzten die Calharen den Mais, der kein Mais war, säten die Kartoffeln, die fast so violett waren wie die Sonne am Himmel.

Wie die kleine, heiße Zweitsommersonne.

Doch jetzt war die Sonne grün.

Es war Erstsommer, und niemand auf ganz Calhari dachte an den violetten Stern.

Vielleicht von den Webern abgesehen, die immer noch nicht aufgegeben hatten, ihre Netze bis zu den Wolken zu spinnen. Mit der dumpfen Betriebsamkeit, die allein die Weber zu schätzen wußten.

Sayrin blinzelte in dem grünlichen Tageslicht.

Sie legte eine Hand wie ein Sonnendach an die Stirn und glaubte trotz der großen Entfernung die Netze an den Berghängen im frischen Höhenwind steigen und fallen zu sehen.

Die Hänge waren schwarz, steil, narbig, feindlich.

Die Weber klebten wie verirrte Bergsteiger in den Felsspalten und kümmerten sich weder um Tag und Nacht, noch um Regen und Sonne.

Vermutlich, dachte Sayrin verdrossen und senkte die Hand, vermutlich läßt sogar der Tod sie kalt.

Sie löste den Blick von den Bergen und betrachtete die Ebene, die sich bis zum Fuß des Granitmassivs erstreckte.

Die Ebene war staubig und unfruchtbar wie alle Tiefländer Calharis.

Sie war glatt, platt, öde, grau.

Weit hinter Sayrin, jenseits des Horizontes, irgendwo im Süden, lagen die Täler. In den Tälern lebten die Calharen, und seit der Großen Havarie hatte kein Calhare den Versuch unternommen, die Ebenen zu besiedeln.

Es war Erstsommer, und in den Talkesseln waren jetzt die Frauen mit dem Schlachtfest beschäftigt, die Männer mit dem Gerben der Huftierhäute und beide mit den Vorbereitungen für die nächste, nahe Mittenzeit.

Hoch im Norden, im Mineraleis der Polkappe, die dünn war wie Pergament, braun wie rostiges Eisen, hoch oben im kalten Land, in das sich kein Calhare wagte, der noch alle fünf Sinne beisammen hatte … dort rekelten sich bereits die Larven der Grasschrecken in Erwartung der violetten Sonne und des Zweitsommers.

In der Hitze würden ihnen Flügel wachsen. Sie würden summen und schweben und mit insektenhafter Schläue nach Süden äugen. Sie würden warten und dann aufsteigen und den schweren Regenwolken folgen, die sich aus dem Dunst des tauenden Polareises gebildet hatten.

»Später«, murmelte Sayrin und kletterte die Böschung hinunter. »Noch ist Zeit.«

Sie war froh, dem Anblick der Ebene entronnen zu sein, auch wenn es nur ein kurzer Aufschub war.

Sayrin mußte den Hügel wieder erklimmen. Die Ebene wartete auf sie. Sayrin wußte, daß die Ebene geduldig war. Die Ebene lag einfach da und wartete. Träge und grau. So grau, daß selbst das grüne Sonnenlicht keine Farben in ihre Runzeln und Falten zaubern konnte.

Sayrin näherte sich dem Huftier.

Das Huftier scharrte im blauen, trockenen Gras und zermalmte die ausgedörrten Halme mit seinen großen Zähnen.

Die Ebenen waren grau und öde, die Hügelländer blau und fast ebenso karg, und allein die Täler waren fruchtbar. Weit hinter dem Horizont ergoß sich das Hügelland in die Täler, die bis zu den Granitbergen reichten, der Grenze zum Planetenmeer.

Dem Huftier waren die geographischen Tatsachen gleichgültig.

Es kaute das blaue Gras und stand stumpf auf vier Beinen da, zwischen den kurzen Halmen, im grünen Sonnenlicht, und selbst Sayrins Nahen ließ es nicht innehalten.

Sayrin starrte das Huftier verächtlich an.

Es hat schon seinen Sinn, daß man diese dummen Viecher ins Schlachthaus führt, dachte sie mürrisch. Nicht nur, weil das Fleisch

nahrhaft und wohlschmeckend ist, Hirn und Leber berauschend sind und man die Häute für die Mittenzeiten zum Überleben braucht. Die Huftiere merken nicht einmal, daß sie leben. Sie rühren sich nicht, wenn man sie schlachtet.

Ihnen ist alles gleichgültig.

Das Leben, der Tod, die Ebene. Sie sind fast wie die Weber.

Der Gedanke an die Weber ließ Sayrin leise frösteln.

Aber sie konnte nicht mehr zurück ins Devries-Tal. Nicht jetzt. Nicht ohne Netz.

Sie hatte sich davongestohlen, doch sie konnte sich nicht mehr zurückschleichen. Man hatte ihre Abwesenheit wahrscheinlich schon bemerkt. Vielleicht hatte man schon nach ihr gesucht. Und man würde wissen, wohin sie gegangen war.

Oft genug hatte sie davon gesprochen.

Wer sprach nicht davon? Aber ein Narr war, wer sein Gerede in die Tat umsetzen wollte. Ein Narr war noch schlimmer als ein Huftier, hieß es im Tal. Ein Huftier tat nichts. *Nichts.* Außer Fressen und im Schlachthaus sterben.

Aber ein Narr unternahm sinnlose, absurde, lächerliche Dinge.

»Ihr werdet schon sehen!« stieß Sayrin gereizt hervor. »Erde, ferne Erde, ihr werdet schon sehen!«

Sie schwitzte.

Sie wischte die Schweißperlen vom Gesicht und sah das Huftier an.

Das Huftier schwitzte nicht einmal. Zweifellos war es selbst dafür zu dumm. Das Huftier war so groß wie Sayrin und doppelt so lang. Es besaß einen ungeheuren Kopf, doch es dachte nicht. Es war grau wie die Ebene und hatte einen Schweif, den es aber nie bewegte. Nicht einmal einen Artennamen hatten ihm die Menschen von Calhari gegeben – es war kein Tier, das die Phantasie beflügelte. Huftiere waren Huftiere – sonst nichts.

Auf dem Rücken des Huftieres lag der Sattel aus Schilf. Der Sattel kitzelte am Gesäß, wenn man auf ihm saß. Rechts und links waren an dem Sattel große geflochtene Taschen befestigt. In den Taschen befanden sich Wasserschläuche und geräuchertes Huftierfleisch.

Das letzte Stück Maisbrot hatte Sayrin gestern abend verzehrt.

Sayrin tastete nach ihrem Gürtel.

Das Messer aus Hurtierknochen war kühl. Selbst wenn die Sonne brannte und sengte, blieb es kühl.

Sayrin war groß und schlank. Im grünen Sonnenlicht nahm ihre Haut einen matten Türkiston an. Stand die violette Zweitsommersonne am Himmel, war sie grau wie die Ebene selbst. Sayrins Arme waren

kräftig und sehnig. Ihre Augen waren braun wie ihr Haar und blickten scharf und wach in die Welt.

Sayrin besaß keinen Bruder und dies war schlecht, denn so würde sie auf den Zweitsommer warten müssen, um zu erfahren, wie es war, wenn man bei einem Mann lag.

Es gab vierzehn Frauen ohne Brüder im Devries-Tal und drei Männer ohne Schwestern. Die Mittenzeiten nahmen keine Rücksicht auf die Moral der Menschen, und jeder, der bis zum Zweitsommer noch nicht bei einem seiner Geschwister gelegen hatte, bekam nur schwer einen Gemahl.

Sayrin verzog das Gesicht.

Der Gedanke an den Zweitsommer und das große Hochzeiten war fast so schlimm wie der Gedanke an die Weber.

»Ich werde es hinter mich bringen«, murmelte Sayrin zu dem Huftier.

Das Huftier kaute Gras und beachtete sie nicht. Sie schwang sich in den Sattel und versetzte dem Huftier einen derben Klaps.

Erst wenn ein Mensch auf einem Huftier saß, verlor es seine Dummheit. So begann es zu traben und folgsam dem langgestreckten Hügel zuzustreben. Stumm trottete es den Hügel hinauf, erreichte den Kamm und stolzierte gemächlich die Böschung wieder hinunter.

Es stolzierte tatsächlich.

Sayrin spürte den Stolz des Huftieres. Es trug einen Menschen, und das ließ es über seine Artgenossen hinauswachsen.

Vor ihr – grau und platt, hier und da verrunzelt wie das Gesicht einer Greisin, die ihr Leben in den Dämpfen der Gerberei des Devries-Tales verbracht hatte – breitete sich die Ebene aus.

Das Warten hatte sich für die Ebene gelohnt.

Sie empfing Sayrin mit all ihrer weiten Ödnis und verschluckte das Grün der Sonne. Staub wirbelte unter dem gemächlichen Trott des Huftieres auf. Der Staub kitzelte auf der Haut und vermischte sich mit dem Schweiß zu einem dünnen Panzer, der bald in der Hitze trocknete.

Sayrin schloß die Augen und begann zu dösen.

Langsam trabte das Huftier weiter, den Bergen entgegen, und es würde laufen, bis es vor Hunger und Erschöpfung tot zusammenbrach. Das war der Huftier-Charakter. Selbst mit einem Menschen auf dem Rücken änderte sich nichts an seinem dumpfen Wesen.

Mit der Zeit stieg die grüne Sonne weiter hinauf, beschrieb ihre vorgezeichnete Bahn und stand dann in Sayrins Rücken.

Jetzt glitzerte ihr Metallanhänger nicht mehr, ihr kostbarster Besitz,

der die Form eines seltsam verschnörkelten Dreiecks besaß. Wie alles Metall auf Calhari stammte auch der Anhänger aus den Trümmern des *Bootes,* das geborsten an der Küste des Planetenmeeres lag und noch immer vom Grauen und Sterben der Großen Havarie kündete.

Sayrin erwachte aus ihrem leichten Schlummer und öffnete die Augen.

Sie konnte die Berge nun deutlich erkennen, ohne vom Glanz der Sonne geblendet zu werden. Wie seit Anbeginn der Zeit stiegen und fielen die Netze der Weber.

Die Weber selbst waren weiße Punkte im schroffen Schwarz der Hänge. Es waren nicht viele. Zwei oder drei Dutzend im ganzen, verteilt auf die vielen Gipfel und narbigen Hänge des Massivs, das allein der Ebene etwas wie Charakter verlieh.

Die Netze der Weber bildeten einen Baldachin aus Purpurrot über den Bergspitzen. Der Baldachin warf lange Schatten und ließ die Hänge noch finsterer und rauher erscheinen.

Sayrin trieb das Huftier an.

Der Tag ging allmählich zur Neige, und sie wollte die Berge noch vor Einbruch der Nacht erreichen.

Gehorsam erhöhte das Huftier seine Geschwindigkeit. Mehr Staub wirbelte auf und reizte Sayrin zum Husten. Das Huftier hustete nicht. Es schnaubte auch nicht. Das Huftier galoppierte jetzt geschwind durch die Ödnis, und es war nicht in der Lage, mehr zu tun, als zu atmen und zu laufen.

»Ho, he!« brüllte Sayrin den Webern zu, während der Wind ihr ins Gesicht blies und die mürbe Schmutzkruste fortwehte.

»Her mit den Netzen, ihr Weber, nur her damit!«

Die Weber hörten sie nicht. Und sie schwiegen. Unermüdlich spannen sie weiter ihre Purpurfäden, und wenn sie lang genug waren, zwackten sie sie ab und ließen sie in die Höhe fliegen. Selbst wenn kein Wind wehte, stiegen die Fäden und fügten sich zu den Netzen zusammen. Sie verbanden sich zu dem großen purpurroten Baldachin, Tag für Tag und Nacht für Nacht, und irgendwann kappten die Weber dann die Halteseile.

Um zuzusehen, wie die Netze dem Himmel, den Wolken entgegendrifteten. Steil hinauf. Langsam steigend.

Um zu erleben, wie die Grasschrecken aus den Wolkenbänken fielen und sich auf die Netze stürzten und sie in sich hineinschlangen, bis Sturm und Regen sie weiterwehten, weiter nach Süden, zu den Seen, die die Täler überschwemmten.

Auf gewisse Art, dachte Sayrin, haben die Weber viel mit den

Huftieren gemeinsam. Aber wenn die Huftiere dumm sind, so sind die Weber verdreht. Sie lassen ihre Netze zwar auffressen, doch sie lassen sie nicht stehlen.

»Aber ich werde sie stehlen!« verkündete Sayrin im Sattel des Huftieres.

Ihr langes braunes Haar flatterte im Wind, und ihre Apfelbrüste wipptten leicht, als sie die Faust den Webern entgegenschüttelte.

»Ich bin keine Närrin. Ich bin Sayrin Devries, und mein Urahne war Meister Devries, der Steuermann des *Bootes.* Ich werde es schaffen. Ich werde ein Netz stehlen und ins Tal zurückfliegen.«

Die Erde dröhnte unter dem Galopp des Huftieres. Die Ebene beobachtete Sayrin und verfolgte ihren Weg. Sie fühlte, daß die Ebene sie beobachtete.

Die Ebene würde zuschauen, wie sie die Berge erkletterte und hoch von den Hängen wieder zu Boden stürzte, ohne Netz, schwer wie ein Stein. Dann würde die Ebene sie verschlingen und zufrieden sein.

Die Ebene war feindlich.

Das Hügelland war gleichgültig.

Nur die Täler waren freundlich.

Und die Berge – lauernd. Wie alte, kranke Männer hockten sie auf der Ebene und trauerten den Jahrmillionen nach, in denen sie geschrumpft und verwittert waren. Die Zeit wetzte sie ab. Sie waren verloren, und sie ahnten es. Nicht noch einmal würde sich die Planetenoberfläche an dieser Stelle falten und sie erneut emportragen.

Allein die Weber waren ihre letzte Hoffnung.

Nur durch die Weber konnte die Materie der Berge ein zweites Mal die Wolken erreichen.

Darum, dachte Sayrin scharfsinnig, neiden sie mir den Erfolg.

Sie näherte sich den Bergen.

Geröll tauchte im feinen Staub der Ebene auf. Dumpf trabte das Huftier weiter. Es würde sich den Hals und sämtliche Läufe brechen, wenn Sayrin ihm nicht den Befehl gab, langsamer zu werden. Ein Beweis mehr dafür, daß das Huftier nicht wußte, was es hieß, zu leben.

Die Weber waren jetzt fette, zufriedene Klumpen an den hohen Hängen. Sie waren zehn- oder zwanzigmal so groß wie Sayrin. Weiß wie Kalk. Aufgedunsen wie die Leichen nach den Wolkenbrüchen in den Mittenzeiten.

Sayrin brachte das Huftier im Schatten der Berge zum Halt und sprang ab.

Ein Geröllhang führte zum Himmel hinauf und ging auf halber Höhe

in eine Steilwand über. Dort klebte einer der Weber und sponn seine Fäden. Die Fäden zitterten im Wind, waren nach oben gerichtet, dem Baldachin entgegen.

Das Purpurrot der Fäden war außer dem Grün der sinkenden Sonne die einzige Farbe in dieser Ödnis. Sayrin war noch immer grau vom Staub der Ebene.

Das Huftier stand da und beäugte mit traurigen Blicken den kahlen Boden. Es scharrte im Sand, im Kies, doch bald gab es die hoffnungslose Suche auf.

Ganz nach Huftier-Manier wartete es jetzt. Darauf, daß Gras dem Felsen entwuchs oder der Tod es niederstreckte. Es würde nicht fortlaufen und woanders suchen. Es sah Grau und Stein und für das Huftier bestand damit die ganze Welt aus Grau und Stein.

Sayrin wandte sich ab und begann die Geröllhalde zu erklimmen. Sie stolperte und rutschte, fiel und kam wieder hoch, schlürfte sich Beine und Arme auf, aber sie stieg weiter.

Die Ebene hatte sie nicht aufhalten können. Sie würde auch die Berge überwinden. Im Tal hatte sie davon gesprochen, so wie jeder davon sprach, ohne es jemals wirklich zu tun.

Nur Narren machten ihre kühnen Worte wahr. Und Narren waren selten in den Talkesseln.

Jeden fünften oder zehnten Zweitsommer wagte jemand den Marsch zu den Webern. Keiner dieser Narren kehrte zurück.

Aber ich werde zurückkehren! dachte Sayrin zornig. Ich werde es ihnen schon zeigen!

Natürlich würde sie es schaffen.

Sayrin zweifelte nicht daran. Sie war jung und kräftig und zu allem entschlossen. Sie besaß eine flinke Zunge und einen klaren Verstand. Immer hatte sie aufmerksam zugehört, wenn die Alten an den Feuern des Devries-Tales von den Webern erzählten.

Sie kannte die Weber besser als die meisten Calharen.

Die Weber waren aufgeplusterte, dumpfe, verdrehte Kreaturen, deren einziger Lebenszweck darin bestand, ihre Netze über die Berge zu spinnen und zu hoffen, daß sie eines Tages, eines Nachts, die Wolken erreichten. Die Weber klebten an den Felsen und sie starben nicht. Nie hatte man davon gehört, daß ein Weber sein Leben ausgehaucht hatte.

Der Tod paßte nicht zu den Webern.

In den luftigen Höhen der Gipfel schien das Sterben seine Bedeutung zu verlieren und das Leben an Sinn zu gewinnen – als Ersatz für die nie geborene, träge, steinerne Existenz des grauen

Granits.

Sayrin kletterte weiter.

Und während sie kletterte, legte sich eine unsichtbare Klammer um ihren Schädel. Der Druck war nicht unangenehm, aber er irritierte sie.

Kiesel rollten unter ihren Füßen davon und purzelten hinunter zum Boden, wo das Huftier stand. Einfach dastand und atmete. Die Ebene erstreckte sich wie ein schmutziges, riesiges Tischtuch bis zum Horizont, hinter dem man die Weite des Hügellandes erahnen konnte.

Sayrin keuchte und schwitzte und fluchte, wenn sie ausrutschte und den Halt verlor und einige Meter zurückschlidderte. Der Weber klebte hoch über ihr und sponn seine purpurroten Fäden im verblassenden Sonnenlicht.

Der Weber wirkte jetzt nicht mehr weiß, sondern grau wie die Ebene selbst. Mit dem Fortschreiten der Dämmerung würde er braun und schließlich schwarz werden.

Doch Sayrin wußte, daß dies nichts zu bedeuten hatte.

Kein Weber ließ sich von der Dunkelheit beeindrucken.

»Ho, he«, murmelte Sayrin und spuckte Staub aus. »Ich hole mir dein Netz. Erde, ferne Erde, ich hol's mir, und wenn ich dafür den ganzen Erstsommer in der Wand hängen muß!«

Der Weber gab keinen Laut von sich.

Er besaß keine Stimme. Keine Ohren, keine Augen, keine Beine und Arme. Nichts außer Leimnäpfen und Spinndrüsen und einen seidigen Chamäleonpelz, der sich stets den Lichtverhältnissen anpaßte.

Ein Weber, dachte Sayrin bei ihrem Aufstieg, ist auf eine gewisse Weise noch ärger dran als ein Huftier. Huftiere können durch den Menschen nur gewinnen. Sie haben kein Leben, das sie einbüßen können. Aber die Weber? Weber verlieren ihre Netze, wenn sie nicht ewig auf der Hut sind. In den Himmel dürfen die Netze steigen; es ist gleich, ob die Grasschrecken sie auf ihrem Flug gen Süden verzehren, doch wenn ein Mensch Hand an die Fäden legt …

Das Geröll endete.

Steiler stieg die Wand jetzt empor und bestand aus festem, schroffem, gewachsenem Granit. An zwei Stellen zogen sich Kamine die Wand hinauf. Weiter oben verengten sie sich.

Sayrin löste den Blick von den Kaminen, in denen schon manch guter Calhare einen langsamen Tod gefunden hatte, und musterte die Haken aus Huftierknochen, die in den Fels geschlagen waren.

Stumme Spuren anderer Narren.

Die Haken reichten bis zum Nistplatz des Webers. Sie sahen aus wie eine Treppe. Aber nicht einladend, sondern gefährlich, drohend,

tückisch.

Wie die verbogenen Metallstufen im monströsen Wrack des *Bootes,* das an der Küste des Planetenmeers seit der Großen Havarie lag.

Sayrin packte den untersten Haken und rüttelte an ihm. Er bewegte sich nicht. Tief bohrte er sich in das Gestein hinein und bot Sayrins tastendem Fuß sicheren Halt.

Auch der nächste Haken gab nicht nach.

Die Dinge entwickelten sich weit besser als erwartet.

Sayrin kletterte schwitzend und keuchend weiter hinauf, spürte den rätselhaften Druck in ihrem Schädel wachsen, und sie prüfte sorgfältig jeden Haken, ehe sie es wagte, ihm ihr Gewicht und ihr Leben anzuvertrauen.

Der Erdboden und selbst die Geröllhalde lagen tief unter ihr. Sie fühlte die wachsende Ungeduld der Ebene. Für einen Moment wunderte sie sich, nicht die Skelette der anderen Narren sehen zu können, die vor ihr diesen tollkühnen Plan gefaßt hatten. Einen Plan, der in keinem der Täler Calharis auf Verständnis stieß.

Die Regeln waren eng und die rauhen, stürmischen Tage der Mittenzeiten erlaubten keine Kapriolen. Nur Erfolg konnte einen Fehler wiedergutmachen.

Sayrin rutschte.

Ein Haken knirschte häßlich. Fein zermahlener Stein rieselte in Sayrins Gesicht. Ihre Brustwarzen rieben über Fels. Es schmerzte.

Sie hing wie der Weber zwischen Himmel und Erde und drohte abzustürzen. Dem Huftier würde ihr Tod gleichgültig sein. Sayrin dachte anders darüber, schlug ihre Fingernägel in einen Felsriß und klammerte sich mit der anderen Hand an einem Vorsprung fest.

Der Haken war krumm wie der Buckel eines Greises.

Sayrin suchte mit dem Fuß und fand eine schmale, kurze Felskante. Ein winziger, überflüssiger Sims in der Steilwand. Sayrin schob sich langsam höher und berührte den nächsten Haken. Diesmal gewitzter, prüfte sie lange seine Festigkeit.

Er hielt.

Kein Knirschen, kein Nachgeben.

Sayrin legte den Kopf in den Nacken, und direkt über ihr klebte der fette, graue, bepelzte Riesenleib des Webers.

Der Weber strömte einen eigenartigen herben Geruch aus. Ein Geruch, der im Speichel kondensierte und an der Zungenspitze wie ranzige Huftiermilch schmeckte. Über den ganzen Leib verteilt blähten sich die Spinndrüsen. Ihr Fleisch schimmerte bläulich. Sie waren feucht, und sie zitterten. Aus ihren Öffnungen quollen haarfeine

Fäden.

Die Fäden flatterten im Wind und schienen einander zu suchen. Wenn sie sich fanden, wurden sie eins, bis fingerdicke Seile entstanden waren. Seile, die ungeduldig dem Himmel entgegenstrebten.

Sayrin tastete nach dem Messer aus Huftierknochen, das in ihrem Gürtel steckte. Ihre kurze, aus getrocknetem Schilf geflochtene Hose war an einigen Stellen zerrissen. Ihr Herz klopfte heftig. Ihre Stirn war schweißnaß.

Während sie kletterte, drohte sie dem Weber.

»Ich habe ein Messer. Es ist scharf und spitz. Es ist lang und erprobt. Es kann dich zerschneiden, wenn ich es will. So sieht die Sache aus, Weber, und ich hole mir dein Netz.«

Sie lächelte grimmig.

»Denk an das Messer, Weber. Ich scherze nicht. Ich bin zu allem entschlossen. Ich habe ein Messer. Aus dem Knochen eines Huftieres. Du ahnst, was das bedeutet. Ja, du weißt es. Ich spüre, daß du es weißt.«

Der Weber sponn betriebsam weiter. Seine Drüsen waren feucht und zitterten. Er roch streng.

Die Sonne war nun fast untergegangen. Ihr grünes Abendlicht hing wie ein Hauch am Horizont, doch Hügelland und Ebene waren bereits von der Nacht verschluckt.

Zögernd schwärzte sich auch der Pelz des Webers.

Sayrin berührte ihn vorsichtig. Der Pelz war kalt und seidig. Nur eine Armeslänge trennte Sayrin von der untersten Spinndrüse. Und dieser Druck im Schädel – er war nun so stark, daß er schmerzte.

Kühl und weich wehten ihr plötzlich Spinnfäden ins Gesicht. Sie bewegten sich wie Würmer. Sie schlängelten sich über Sayrins Augen und Nase und krochen weiter. Hinunter zum Hals, den Schultern, über die Brüste, über den Rücken. Sie wanden sich um ihre Hüften und Schenkel, um ihr Gesäß, ihre Knie, Waden und Zehen.

Sayrin hing starr vor Angst in der Wand.

Die Fäden waren purpurn, und ihre Zahl ließ sich nicht abschätzen. Durch das Gespinst konnte Sayrin kaum noch etwas erkennen.

Sie war verloren.

Sie wußte, daß sie verloren war.

Die Weber waren verdrehter, als Sayrin jemals geahnt hatte. Sie ließen sich nicht bestehlen. Wer ihre Netze wollte, bekam sie geschenkt.

Eine Kraft begann mit zunehmender Stärke an Sayrin zu zerren. Sie

klammerte sich verzweifelt an die Wand, den letzten Haken. Sie schwankte und ächzte. Der Schmerz in ihrem Kopf machte sie benommen.

Die Fäden bewegten sich wie lebende Wesen. Der Sog wurde heftiger.

Sayrin verlor den Halt.

Ein Ruck, und sie wirbelte davon.

Die Angst war so kehlezuschnürend, daß ihr Schrei erstickt wurde, noch ehe er die Lippen erreichte. Doch Sayrin stürzte nicht.

Das Netz des Webers verhinderte den bodenlosen Fall und nahm sie mit hinauf, am Weber vorbei, an der Steilwand, dem gezackten Gipfel.

Sayrin flog.

Sie besaß ein Netz und flog tausend Meter über den Bergen, die in der Dunkelheit verschwanden. Wind warf sie hin und her. Sie stieg und fiel. Über ihr der purpurrote Baldachin, höher noch die Wolken.

Nur Augenblicke später endete die kurze, wichtigtuerische Nacht, als die ferne Zweitsommersonne als violetter, matter Klecks am Horizont erschien. Ihr Licht war in dieser Jahreszeit zu schwach, um etwas bewerkstelligen zu können, das es verdient hätte, Tag genannt zu werden. So brach nur die lange, bleiche, kühle Morgendämmerung ein und würde sich vierzehn Stunden dahinziehen.

In ihrem Faserkokon kämpfte Sayrin verzweifelt gegen die Umklammerung an. Der seltsame Druck in ihrem Schädel ließ sie aufstöhnen.

Sie sah nicht das Flimmern, das sich plötzlich über die Gipfel legte. Das glitzernde Oval, das ein Stück aus dieser Welt herausschnitt und es durch ein anderes Stück ersetzte. Und sie sah auch nicht den silbernen Diskus, der sich durch das Flimmeroval schob und zögernd Kurs auf sie nahm.

Ihr Kopf drohte zu bersten, und dann brachte Ohnmacht das gnädige Vergessen.

II

Die Stimme war die eines Mannes, und sie reichte über Millionen Kilometer hinweg.

»… wer bin ich, wenn ich nicht ich bin? Wer kann ich sein, wenn ich mich selbst nicht erkenne? Wo bin ich gewesen, wenn ich keine Vergangenheit besitze? Wohin gehe ich, wenn mein Ziel niemals existiert hat? Was ist meine Bestimmung, wenn ich mich selbst verloren habe? Gibt es mich, wenn ich mir nicht sicher bin, daß ich je war? Welchen Sinn haben Fragen, wenn niemand antwortet? Kann man von Finsternis sprechen, wenn man kein Licht kennt? Wer bin ich …«

Die Stimme klang vertraut.

Claude Farrell fröstelte, während sie aus seinem Ohrempfänger tönte und die Sterne träge um ihn kreisten. Der Weltraum war nur fünf Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, und er war so kalt, daß allein die Vorstellung Farrell frieren ließ.

Es war ein Fehler, dachte der hochgewachsene, schwarzhaarige Mann grimmig. Es war der schrecklichste Fehler, den ich je gemacht habe, und jetzt ist es zu spät. Mir bleibt keine Wahl mehr. Ich muß es tun. Ich muß den Weg bis zum Ende gehen, und sollte dies mein Tod sein.

Fast lächelte er dann angesichts der dramatischen Worte, die er sich da selbst sagte.

Er berührte einen Sensorknopf an seinem linken Ärmel. Die Helmscheibe seines Raumanzugs wurde undurchsichtig, und der Mikrocomputer schuf ein Phantombild vor seinen Augen.

Farrell sah die Station.

Cosmodrom Vircho-III.

Ein Stahlball von zweitausend Metern Durchmesser. Ein Dutzend flexible Entsorgungsröhren aus Weichprotop ragten wie die Stacheln eines Igels von der schimmernden Metallhülle hinaus in den Raum.

Einst hatten an diesen langen Röhren die Containerschlepper angelegt, um von den mobilen Computersystemen des Cosmodroms gewartet und überholt zu werden – für den langen, lichtjahrweiten Flug zu der fernen Erde.

Doch es gab keine Containerschlepper mehr.

Das alte Sternenreich der Menschheit war vor über drei Jahren zusammengebrochen, und die vollautomatischen Rohstoffrachter

gehörten jetzt der Vergangenheit an.

Ebenso wie Cosmodrom Vircho-III.

Dreieinhalbtausend Lichtjahre vom irdischen Sonnensystem entfernt, weitab von allen Sternen, mitten im interstellaren Raum, der so leer war, daß selbst ein zufällig lokalisiertes Staubkorn heimatliche Gefühle erweckte.

»… Was habe ich getan, daß ich nicht mehr ich bin? Was ist mit mir geschehen, daß ich mich nicht mehr kenne? Wer bin ich, wenn ich nicht mehr ich bin …?«

Farrell dämpfte die Lautstärke des Funkempfängers, tastete über seine Gürtelkontrollen und verringerte den Drehimpuls.

Altmählich kamen die Sterne zur Ruhe. Aus der Ferne waren sie so kalt wie der Weltraum selbst, und Farrell war so einsam wie nie zuvor in seinem Leben.

Er kniff die Lippen zusammen.

Keine Gefahr, sagte er sich. In Abständen von je dreißig Minuten flammt das Transmissionsfeld auf. Ich kann zurück, wenn ich will. Auf Shondyke wird man mich nicht vergessen. Das Unternehmen ist risikoreich, aber kalkulierbar.

Finsternis umgab den Treiber.

Leere und Finsternis und nur der Stahlball von Cosmodrom Vircho-III milderte die Einsamkeit.

Das Regenbogenfeld des Raum-Zeit-Stroboskops, der farbenprächtige Ring, mit dem man binnen eines Augenblicks Tausende oder Millionen Lichtjahre überbrücken konnte, war vor wenigen Minuten erloschen.

Farrell war allein mit sich und mit der Stimme.

»… Erinnerungen sind rar. Sie sind nicht da. Nur manchmal springen sie mich an. Wild. So wild. Sie machen mir Angst. Womit habe ich diese Angst verdient? Wieviel Schuld lastet auf mir, ohne daß ich etwas davon ahne? Erinnerungen …«

Die Stimme wurde auf allen Frequenzen übertragen und sie hatte ihren Ursprung im stählernen Herzen des Cosmodroms. Sie klang rauchig und hohl wie die Stimme eines Gespenstes.

Natürlich ist es ein Gespenst, sagte sich Claude Farrell. Vircho-III ist verlassen. Kein Mensch hält sich dort noch auf. Die Computer sind desaktiviert, die Maschinen abgeschaltet, die Lichter gelöscht. Es muß im Cosmodrom dunkler sein als hier draußen im All. Und dennoch …

Dennoch sprach seit Wochen diese hohle, verängstigte Stimme auf allen Frequenzen hinaus zu den Sternen, murmelte ihren endlosen, verwirrten Monolog, ohne auf Antwort zu hoffen.

Und nicht viel weiter, einen Katzensprung nur entfernt, erstreckte sich die instabile Zone, der Außenring eines Grauen Lochs, eines Kulminationspunktes fremdartiger Energien, die die Barrieren zwischen Weltraum I und Weltraum II niedergerissen hatten.

Farrell schaltete an seinen Kontrollen.

Ein Ruck erschütterte ihn, als die Düsensätze des Rückentornisters aufflammten und er auf einem matt leuchtenden Schweif in Richtung Cosmodrom ritt.

Die Station kam näher.

Und mit ihr die instabile Zone, der spröde Riß in der Raum-Zeit, in den sich kein Mensch wagen konnte, wollte er nicht einen schnellen, grausigen Tod finden.

Farrell unterdrückte die diffuse Furcht, die in ihm aufwallte. Er hatte gewußt, was ihn erwartete. Man hatte es ihm deutlich genug auf Shondyke gesagt, auf Shondyke in der Feuerschale, wo der Himmel aus glosender, brodelnder Lava zu bestehen schien und eine dünne Pflanzendecke die einst schroffen, öden Kraterebenen zu überziehen begann.

»Wir kontrollieren alle instabilen Zonen«, hatte Morgenstern gesagt und Farrell angelächelt, mit Lippen, die türkisfarben schimmerten, und mit Augen, die grün waren wie die Gärten der Erde. »Wir umgeben sie mit einem weiten Ring aus Kosmischen Sporen und verhindern, daß sie sich ausdehnen. Doch neutralisieren kann sie nur die *Lange Reihe.* Wir müssen Geduld haben. Irgendwann wird David terGorden seine Suche nach den acht anderen Spektren beenden und den Weißen Stern erschaffen. Erst dann gibt es Hoffnung, die Grauen Löcher endgültig zu beseitigen und den Fluch der Kaiserkraft zu bannen.«

Morgenstern hatte gelächelt und über seine Wange gewischt, aus deren Poren winzige, kleeblattförmige Blätter wuchsen. Die Rezeptoren des Grünen Partners, des Pflanzensymbionten, der im Alten Wald gesät und geerntet worden war.

»Doch dies«, hatte Morgenstern dann erklärt, »ist nicht das Problem. Es geht um andere Dinge. Um die Stimme.«

»Die Stimme?« Noch immer klang in Farrell das Erstaunen nach, das ihn in jenem Moment beherrscht hatte.

»Die Stimme«, hatte Morgenstern bekräftigt. »Sie spricht seit vielen Wochen. Unaufhörlich. Sie spricht aus dem Cosmodrom Vircho-III, das sich in der unmittelbaren Nähe eines Grauen Lochs befindet. Aber Vircho-III wurde bereits vor drei Jahren evakuiert. Niemand hält sich dort auf.

Kein Mensch.

Doch es ist die Stimme eines Menschen.

Eine automatische Sonde hat sie aufgezeichnet. Das Stimmuster ist vertraut und gleichzeitig fremd. Jemand muß sich darum kümmern. Wenn meine Vermutung zutrifft …«

Wieder hatte Morgenstern gelächelt.

»Aber ich will Sie nicht beeinflussen. Wir schicken Sie mit einem Transmissionsfeld nach Vircho-III und Sie werden das Rätsel lösen. Das Rätsel der Stimme. Hören Sie sie?«

»… gibt es Zeit, wenn man keine Zeit fühlt? Gibt es Raum, wenn der Raum jegliche Bedeutung verloren hat? Werde ich mich finden? Und wenn ich mich finde, wer werde ich sein? Und werde ich sein? Wo ich doch niemals gewesen bin …?«

Mit einer letzten kunstvollen Pirouette erreichte Farrell den stählernen, zernarbten, stillen Koloß des Cosmodroms.

Er schüttelte seine Erinnerungen ab, ignorierte das traurige Gewisper der Stimme und verankerte sich mit seinen Magnetsohlen an der weiten metallenen Wölbung.

Vor ihm, ein dicker, hoher Schattenriß gegen das fahle Sternenlicht, reckte sich eine der Entsorgungsröhren in das All. Kein Vibrieren durchlief den Boden.

Farrell holte tief Luft.

Stetig und leise zischte Atemluft aus den Sauerstoffpatronen und umfächerte ihn mit angenehmer Kühle.

Er sah auf seinen Chronometer.

Noch zwölf Minuten bis zum ersten Aufflackern des Transmissionsfeldes. Aber er konnte nicht nach Shondyke zurück. Nicht jetzt. Zuerst mußte er in die Station eindringen und das Rätsel der Stimme lösen.

Vielleicht, dachte Farrell, vielleicht liegt es an der instabilen Zone. In der Umgebung eines Grauen Lochs verlieren die Gesetze der Welt ihre Gültigkeit und werden ersetzt durch Zufall, Irrealität und Unmöglichkeit.

Vielleicht gehört die Stimme einem Gespenst aus dem Weltraum II, das durch das Graue Loch in diesen Kosmos gefallen ist.

Vielleicht.

Der Treiber orientierte sich. Die nächste Noteinstiegsluke war ganz in seiner Nähe. Bevor er sich in Bewegung setzte, tastete er telepathisch in das Innere Cosmodroms, doch er erhielt kein Echo.

Alles schien leer.

Eine Täuschung.

Die Stimme war Beweis genug.

»… Manchmal fühle ich Schmerz, und ich weiß nicht, ob es mein Schmerz ist. Wie kann es mein Schmerz sein, wenn ich nicht bin und nie existiert habe? Aber wem gehört dieser Schmerz, wenn nicht mir? Wem gehöre ich? Wo bin ich? Was bin ich? Und sind diese Fragen wichtig? Sind Fragen wichtig, wenn die Antworten nur wieder neue Fragen aufwerfen? Liegt im Schmerz die Antwort, auch wenn der Schmerz nicht mir gehört …?«

Die Stimme begleitete Farrell.

Sie machte ihm Angst, und gleichzeitig war er ihr dankbar, war sie doch alles, was er hier draußen besaß. Hier draußen, wo selbst die zweihundert Milliarden Sonnen der Milchstraße nicht ausreichten, die Finsternis des Weltraums zu erhellen.

Wo die Hitze einer ganzen Milchstraße hilflos war gegen die Kälte des Nichts.

Schließlich erreichte Farrell die Luke, die nur umrißhaft im hellen Lichtkreis seines Helmscheinwerfers erkennbar war.

Er stellte fest, daß er schwitzte, und er fluchte leise.

Wieder verwünschte er seinen Entschluß, auf Morgensterns Bitte eingegangen zu sein.

Llewellyn trifft alle Schuld, dachte der Treiber finster. Der Riemenmann wird immer närrischer. Überall wittert er Davids Spuren, und selbst der absurdeste Zwischenfall erfüllt ihn mit glühender Hoffnung. Was für ein Unsinn! Seit drei Jahren ist David verschwunden und selbst die Lenker auf Shondyke, selbst der Alte Wald und die Entitäten ahnen nicht, wo er ist.

Verdrossen bückte er sich, um mit dem würfelförmigen Decoder die Verriegelung der Noteinstiegsluke zu lösen, doch da öffnete sich das Schott von selbst.

Gelbes Licht fiel in die Weltraumnacht.

Das Licht erinnerte Farrell an die Erde.

Erstarrt stand er da. Und schluckte.

Cosmodrom Vircho-III war nicht abgeschaltet. Die internen Versorgungssysteme funktionierten nach wie vor.

Wer, bei allen Sternen, war dafür verantwortlich?

Erneut lauschte er mit seinen telepathischen Sinnen.

Wieder ohne Erfolg. Nirgendwo wurden Gedanken gedacht, Gefühle gefühlt.

Doch die Stimme sprach eintönig weiter.

»… Gibt es Hoffnung, wenn Hoffnung nur ein Wort ist? Gibt es Frieden, wenn nie Krieg geherrscht hat? Gibt es mich, wenn ich nicht

weiß, wer ich bin? Sind die Erinnerungen wirklich oder nur fahle Träume? Kann ich träumen, wenn ich noch nicht aufgewacht bin und nie geschlafen habe? Was hat mich an diesen Ort verschlagen? Oder bin ich schon immer hiergewesen? Gibt es einen Sinn des Seins, wo ich nicht einmal den Sinn meines Seins kenne? Bin ich verdammt? Ist das die Verdammung …?«

Farrell schüttelte den Kopf und schwang sich über den Lukenrand. Die künstliche Schwerkraft griff nach ihm, und fast schmerzhaft prallte er auf dem Boden der Schleusenkammer auf.

Das Außenschott schloß sich.

Luft strömte in die Kammer.

Farrell war jetzt im Cosmodrom, und er fühlte sich plötzlich gefangen, wie ein Tier in der Falle, und es dauerte einige Zeit, bis er seine Panik bezwungen hatte.

Cosmodrom war groß.

Die Station bestand aus Stahl und Protop und Kunststoff und sie war so groß, daß eine ganze Metropole Platz in ihr finden konnte.

Cosmodrom war alt.

Sie war so alt wie die automatischen Fabriken im Asteroidengürtel, und der kosmische Staub hatte sich schon fingerdick auf ihrer zerkratzten, stumpfen Hülle abgesetzt.

Die Atmosphäreflutung endete. Atembare Luft erfüllte die Kammer. Die Temperatur lag bei zwanzig Grad Celsius. Im elektronischen Nervensystem der Station wurden gewisse Prozesse ausgelöst.

Das Innenschott glitt zur Seite und enthüllte einen Korridor, der sich in der Ferne teilte.

Neben dem Schott stand wartend ein kleiner Schweber; eine Kunststoffmuschel, die ihn auf MHD-Schienen durch das Ganglabyrinth Cosmodroms bis zur Schaltzentrale tragen würde.

Der Schweber wirkte einladend.

Zu einladend.

Mißtrauisch beäugte Farrell das Fahrzeug, und das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, war fast übermächtig.

Die Stimme murmelte in seinem Ohrempfänger.

»… Metall ist nicht hart. Stein ist nicht hart. Es gibt keine materielle Härte. Es gibt sie nur in uns, in mir … In uns … Ich habe *in uns* gedacht. Aber ich bin allein. Ich bin immer allein gewesen. Und ich bin verhärtet. Es gibt keine weiche Stelle in mir. Wenn ich mich bewege, knirsche ich …«

Es spielt keine Rolle, dachte Farrell und bemühte sich, das nicht endenwollende Geplapper zu überhören. Ich muß es wagen. Ich muß

in die Zentrale.

Er öffnete den Raumhelm. Die Luft roch wider Erwarten nach Maschinenöl und Schweiß. Von irgendwoher erklang das dumpfe, regelmäßige Rauschen einer Umwälzpumpe.

Farrell nahm auf dem weichen Sitz des Schwebers Platz. Die Kunststoffmuschel erzitterte und schoß dann summend durch den langen, klinisch hell erleuchteten Korridor, vorbei an verschlossenen Türen, kahlen Abzweigungen, blinkenden Fluoreszenzplatten, tiefer hinein in das Herz der Station.

Der Schweber erreichte einen Verkehrsknotenpunkt. Zwei Dutzend Tunnelöffnungen, die sich um einen kreisförmigen Saal gruppierten. In der Mitte der hohen Halle ragten gläserne Liftröhren empor.

Schneller wurde die Fahrt.

Der Schweber schoß eine Rampe hinunter, die sich spiralförmig krümmte.

Alles war leer. Alles war verlassen.

Farrells Herz klopfte heftig. Unwillkürlich tastete er nach dem Laser an seiner Hüfte.

Die Rampe mündete in einen breiten Korridor. Rechts verliefen grüne, rote, blaue und gelbe Flüssigkeitskristallbänder. ZENTRALEBENE lauteten die Fluoreszenzinschriften an den Wänden.

Nirgends ein Mensch.

Nirgends Gedankenimpulse.

Nur das müde Geflüster der Stimme.

Endlich tauchte das große Zentralschott aus der blendenden Helligkeit der Deckenlampen auf. Es war verschlossen. Der Schweber verringerte seine Geschwindigkeit und stoppte.

Farrell stieg aus.

»… Ich sehe Gesichter. Fremde, vertraute Gesichter. Ich kenne sie. Aber wie kann ich sie kennen, wenn ich mich selbst nicht kenne? Sind es Gesichter oder sind es nur Masken? Wo habe ich sie früher gesehen? Wenn es ein Früher gab. Zukunft ist ohne Vergangenheit undenkbar, und mir fehlt beides. Selbst die Gegenwart ist nicht sicher. Alles ist ungewiß …«

Farrell hörte die Stimme jetzt lauter, viel zu laut für die schwache Leistung seiner Ohrempfänger, und nur langsam wurde ihm bewußt, daß die Stimme aus dem Lautsprechersystem der Station dringen mußte.

Er trat auf das Schott zu.

Er brauchte es nicht einmal zu berühren. Bei seinem Nahen schob es sich summend und knirschend in die Wand.

Die Zentrale.

Groß und glitzernd. Schaltwände hoch wie Einfamilienhäuser. Computerkonsolen wie die Leiber eckiger, weißhäutiger Elefanten. Bildschirme zu Tausenden. In der Mitte der Kartentank, in dem eine holografische Simulation der stellaren Umgebung gloste. Lange Reihen schwarzgepolsterter Servosessel. Die Empore mit dem Kommandostand.

Auf der Empore saß ein Mann.

Der Mann war nackt und starrte das holografische Portrait einer rothaarigen, schlanken, schönen Frau an.

Bei Farrells Eintreten drehte sich das Portrait herum und lächelte ihn an. Das Portrait besaß volle, feste Brüste, eine samtene Haut, und ihr Schoß war rotbehaart und so einladend wie ein Bett nach einer durchzechten Nacht.

Das Portrait war das holografische Abbild Chan de Nouilles, der einstigen Herrin der Grauen Garden, die lange schon im Sternenmeer der Milchstraße verschollen war.

Farrell sah das lebensecht wirkende Portrait wie betäubt an.

Große Milchstraße! durchfuhr es ihn. Was geht hier vor?

Dann erst richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Mann. Er machte zwei, drei Schritte auf die Empore zu, nur um mit einem leisen Entsetzenslaut zurückzuweichen.

Der Mann neigte den Kopf und schnitt eine feindselige Grimasse.

»Sie gehört mir«, sagte der Mann mit gepreßter Stimme. Mit der Stimme, die über Millionen und Abermillionen Kilometer hinweg durch den Weltraum tönte.

»Sie gehört mir ganz allein. Keiner rührt sie an. Sie ist mein. Sie erweicht meine Verhärtungen, verstehen Sie? Vielleicht sagt sie mir, wer ich bin. Ich weiß es nicht. Ich weiß nichts. Nichts. Und alles zugleich.«

Dann beugte sich der Mann nach vorn, legte einen Schalter um, und das holografische Portrait verschwand von einer Sekunde zur anderen.

Farrell kämpfte um seine Beherrschung.

»In Ordnung«, sagte er heiser. »Sie gehört Ihnen. Nur Ihnen. Niemand nimmt sie Ihnen weg. Es ist gut.«

Der Mann fluchte und schmetterte seine bleiche Faust auf die Konsole eines Funkgerätes.

Es ist unmöglich, dachte Claude Farrell benommen. Ganz und gar unmöglich. Es darf nicht sein. Es kann nicht sein. Er ist tot. Wir alle wissen, daß er tot ist. Ein Gespenst … Ein schreckliches Gespenst …

Der nackte Mann auf der Empore war hager, groß, grauhaarig,

schmallippig. Seine Augen waren graue Glasmurmeln. Nur wenig Falten zierten das energische, totenbleiche Gesicht. Sie konzentrierten sich in den Mundwinkeln und verliehen dem Mann ein kaltes, grausames Aussehen.

Der Körper des Mannes war mit dem Servosessel verschmolzen. Er war eins mit dem Sessel. Blasse Haut und schwarzes Leder gingen nahtlos ineinander über.

Valdec, dachte Claude Farrell entsetzt. *Er ist Max von Valdec. Der Diktator, der im Realschalter, im Traumduell mit David terGorden vor mehr als drei Jahren den Tod gefunden hat! Und jetzt ist er hier. Im Cosmodrom Vircho-III …*

»Ich kenne Sie«, murmelte Valdec. »Ich kenne Sie und kenne Sie doch nicht. Was ist nur geschehen? Was habe ich nur getan? Was habe ich getan?«

Etwas wie Verzweiflung schimmerte in den grauen Augen auf. Verzweiflung, die kein Mensch empfinden sollte.

Farrell erstieg die Empore, und sein Mund war trocken. Er tastete mit seinen mentalen Sinnen, doch er erhielt keinen Kontakt. Valdec hätte ebensogut nicht existieren können.

»Es ist die Einsamkeit«, sagte Valdec in seinem monotonen Singsang. »Einsamkeit tötet. Einsamkeit ist das Schlimmste, was einem Menschen zustoßen kann. Ich bin ein Mensch. Jetzt weiß ich wieder, daß ich ein Mensch bin. Aber ich kenne meinen Namen nicht. Ich habe keine Vergangenheit. Ich habe nichts. Ich habe nicht einmal mich selbst …«

Er hob den Arm und wies auf einen der zahllosen Monitore. Der Monitor flammte auf.

»Ich sehe mir die Milchstraße an«, sagte Valdec dumpf. »Es ist alles, was mir bleibt. Ich sehe mir die Milchstraße und diese Schwärme an. Ein neuer Schwarm nähert sich. Nur ein kleiner Schwarm. Sporen, die im Vakuum tanzen.«

Farrell betrachtete das Bild des Falschfarbenmonitors und die grellen, violetten Silhouetten der Kosmischen Sporen. Eiförmige Schoten von zehn oder zwanzig Metern Länge und vier, sechs Metern Dicke, die durch lange, elastische Strange mit den gewaltigen Flächen der Sonnensegel verbunden waren.

Jede Schote wurde stets von dreien dieser Segel getragen und ritt auf dem Lichtdruck der Sterne. Immer näher heran an das Graue Loch, an die instabile Zone, die den Raum und die Zeit und die Wirklichkeit in ihren Grundfesten erschüttert hatte.

Farrell stand jetzt ganz dicht vor Valdec, und erst in diesem Moment

spürte er den Sog, der von dem nackten, an das Leder und das Metall des Servosessels gefesselten Mann ausging.

Der Sog war kräftig.

Er strahlte Gefahr aus.

»Ich bin Nichts«, flüsterte Valdec. »Ich bin niemals Etwas gewesen. Aber meine Träume – meine unruhigen, furchtbaren Träume – sie verraten mir, daß einst alles anders gewesen sein muß.«

Bittend sah der nackte Mann auf.

»Sagen Sie mir: Wer bin ich? Sagen Sie mir: Was habe ich getan? Ist das die Strafe? Ist das hier die Strafe? Dieses Leben, das kein Leben, sondern nur der Schatten eines üblen Traumes ist? Ich flehe Sie an, sagen Sie es mir!«

Farrell räusperte sich.

»Sie sind Valdec«, stieß er hervor. »Sie sind Max von Valdec, und Sie sind tot. Ich weiß nicht, wie Sie hierhergekommen sind. Sie sind tot und längst schon vermodert. Sie können nicht hier sein. Es ist unmöglich, völlig unmöglich.«

Der nackte Mann zitterte.

»Valdec«, murmelte er. »Ich weiß nichts. Ich weiß alles. Ich bin hier, weil ich alles weiß. Das ist es. Jetzt verstehe ich. Endlich verstehe ich. Ich weiß alles und ich sehe alles. Fragen Sie mich. Fragen Sie mich, was Sie wollen, und ich beantworte Ihre Fragen. Nur Ihre. Auf meine Fragen gibt es keine Antwort.«

Er ist verrückt, dachte Farrell. Und das Ganze hier ein Traum. Halluzinationen. Phantombilder, erzeugt durch die unmittelbare Nähe der instabilen Zone. Das ist die einzige Erklärung. All dies ist unwirklich.

»Meine Strafe«, plapperte der Mann, der Max von Valdec war. »Meine Strafe für meine Taten. Aber kann ein Mensch für Taten bestraft werden, die er nicht kennt? Ist ein Mensch, der seine Vergangenheit vergessen hat, nicht ein anderer Mensch? Wer bin ich, wenn ich nicht ich bin? Was habe ich getan, daß man mich so bestraft? Habe ich das wirklich getan? Oder war ein anderes Ich dafür verantwortlich?«

Der nackte Mann bewegte zweifelnd den Kopf.

»Was ist das für ein Ich, für das ich leiden muß? Ist dieses andere Ich genauso hart gewesen wie ich? Diese Härte … Ich bin fester als Stein. Ich bin ein Fels, kein Mensch. Ich sehe Dinge und ich fürchte mich davor, aber ich sehe sie. Ich sehe alles. Ich muß nur die Augen schließen, und ich sehe alles und ich höre alles und ich weiß alles. Alles. Fragen Sie mich. Ich bin hier, um Fragen zu beantworten.

Ich sehe die Dinge, die geschehen sind und die geschehen und die geschehen werden …«

Valdec atmete schneller.

»Ich sehe die Dinge, die hinter dem Vielleicht und hinter dem Womöglich und hinter dem Falls verborgen sind.

Ich sehe die Dinge, die Niemals und Unwahrscheinlich und Absurd heißen.

Ich sehe alles.

Fragen Sie. Ich bitte Sie! Fragen Sie mich! Ich gebe die Antworten. Deshalb bin ich hier. Das ist sie, meine Strafe. Für das, was dieses Ich nie getan hat. *Fragen Sie!«*

Farrell schluckte und befeuchtete seine spröden Lippen.

Dieser nackte Mann – Valdec – dieses menschlich wirkende Geschöpf, das verschmolzen war mit dem Lederpolster und dem Stahlskelett des Servosessels … es machte ihm Angst.

Und Farrell spürte die Qualen, die dieser Mann litt.

»Ich bin das Orakel«, murmelte Valdec. »Ich bin hier, um Fragen zu beantworten. Ich bin das Orakel, und ich bin tot. Tot wie Gestein. Helfen Sie mir! Fragen Sie mich!«

»Ich werde Sie fragen«, stieß Farrell hervor.

»Gut«, seufzte der Nackte. Und entspannte sich. »Dann ist es gut. Ich höre. Ich antworte.«

Farrell formulierte sorgfältig.

»Sagen Sie mir«, bat er, »sagen Sie mir, was mit David terGorden geschehen ist und wo ich ihn finden kann. Lebt er noch? Geht es ihm gut? Oder befindet er sich in Gefahr?«

Der grausame Zug um den Mund des Nackten wich und machte einer tiefen Erleichterung Platz, die ihn um vieles menschlicher wirken ließ.

Die grauen Glasaugen starrten in die Ferne, fixierten Dinge und Geschehnisse, die sonst verborgen waren.

»Tiefe Räume«, flüsterte das Orakel, das einst Valdec gewesen war, in fast hypnotischem Singsang. »Hohe Räume. Schwarze Räume. Licht auf schwarzem Grund. Brüche im Licht. Durch die Brüche geht der Schritt. Kein gewöhnlicher Schritt. Zu weit, als daß man folgen kann. In das, was jenseits von uns liegt.

Ein Kristall. So rot. Blutrot.

Der Kristall findet die Brüche, und der Träger macht den Schritt.

Es ist geschehen. Er ist drüben, und dieses Drüben ist ganz anders als das Hier und Jetzt. Es ist grau. Grau und grauenhaft und grausam.«

»Ich … ich verstehe nicht«, sagte Claude Farrell verwirrt.

»Grau. So sind die Welten dort. Und er ist im Grau. Er ist in Gefahr. In grausiger Gefahr. Drüben. Wo alles grau ist …«

Schweiß trat auf Farrells Stirn.

Er fühlte mit eisiger Gewißheit, daß das Orakel die Wahrheit sprach. Und trotz der dunkelsinnigen Worte begriff er, daß sich David terGorden in Gefahr befand.

Der rote Kristall – das konnte nur der Konnex-Kristall sein, jenes uralte Kleinod, mit dem David den Weg zu den acht anderen Kosmischen Spektren zu finden gehofft hatte.

Den acht anderen Inkarnationen seines Ichs, die in acht alternativen Wirklichkeitssystemen lebten.

Demnach war das *Drüben,* von dem das Orakel gesprochen hatte, ein anderes, mögliches Universum, in dem sich die Dinge auf andere Weise entwickelt hatten.

»Wie kann man dorthin, Valdec?« fragte Farrell eindringlich. »Antworten Sie! Gibt es einen Weg nach drüben?«

Das Orakel erbebte.

»Es gibt immer einen Weg. Dieser liegt unter grünem und violettem Licht. Dort ist der Bruch. Dort müssen Sie hin. Solange der Bruch bestehen bleibt. Dort sind Menschen. Grün und violett, so stehen die Sonnen am Türkishimmel.«

Farrell ballte die Fäuste.

»Wie heißen diese Sonnen?« drängte er. »Nennen Sie mir die Koordinaten. Ich brauche die Koordinaten!«

Valdec sah ihn an, und sein Blick ging durch Farrell hindurch.

»Wer bin ich«, plapperte das Orakel, »wenn ich nicht ich bin? Wer werde ich sein, wenn ich mich gefunden habe? Ich bin verloren, aber bedeutet dies, daß es auch eine Rettung gibt? Wo bin ich, wenn dieses Wo keine Rolle spielt? Wo gehe ich hin, wenn ich nirgends gewesen bin? Was wird sein, wenn niemals etwas war? Ist es wichtig, ich zu werden? Und wer bin ich, wenn ich nicht ich bin? Wer bin ich …«

Müde wandte sich Farrell ab.

Er würde nichts mehr erfahren.

Valdec – das Orakel – war zurückgefallen in den traurigen, hoffnungslosen Monolog, der zwischen den Sternen hallte, ohne Echo, ohne Antwort, allein mit sich selbst und der Kälte in seinem Herzen und der Kälte, die draußen die Kubiklichtjahre erfüllte.

Eine grüne und eine violette Sonne, dachte Claude Farrell, als er die Zentrale verließ. Ein Doppelsternsystem mit zumindest einem Planeten, der von Menschen besiedelt wurde. Es kann nicht schwer zu finden sein. Es *darf* nicht schwer zu finden sein.

Ich muß nach Shondyke zurückkehren.

Morgenstern wird mir helfen.

Und dann werde ich aufbrechen und David terGorden aus dieser Gefahr befreien, deren Natur ich nicht kenne, die aber schlimmer sein muß als alles, was ich mir vorstellen kann …

Stumm, tief in Gedanken versunken, ließ er sich von dem Schweber durch die leeren, kahlen, stillen Korridore von Cosmodrom Vircho-III tragen.

Und die Stimme begleitete ihn.

III

Die Kälte war mehr als lediglich die Abwesenheit von Wärme.

Die Kälte war scharf und beißend, sie war eisig, roh und gnadenlos.

Die Kälte war der Schmerz selbst, und der Schmerz war alles, was Calinca spürte, als sie aus dem Schlaf erwachte, dem langen, traumlosen, tiefgekühlten Schlaf.

Calincas Augen waren geschlossen.

Sie lag da, ohne zu denken, und die Kälte und die Schmerzen waren in ihren Nervenzellen, ihren Gehirnsynapsen, im Gewebe ihres lebendigen Fleisches.

Calinca schrie.

Sie hörte nicht, daß sie schrie, denn noch war sie taub wie gewachsener Granit, aber der lange, qualvolle Schrei drang über ihre Lippen. Über Lippen, von denen Blut tropfte.

Denn die Lippen waren aufgeplatzt.

Schneekristalle glitzerten in ihren hellbraunen Haaren.

Blaue Flecken schimmerten auf ihren Knöcheln und Gelenken.

Calinca wurde aufgetaut.

Noch vor Minuten war sie nur ein ungefüger Eisklotz, ein tiefgefrorener Klumpen Fleisch im kryogenischen Bett gewesen, doch der Zufallsgenerator des Computers hatte ihre Nummer aus der elektronischen Lostrommel gezogen und endlich einen Hauptgewinn erzielt.

Der Computer konnte zufrieden sein.

Der erste Hauptgewinn nach dreihundertneunundneunzig Nieten.

Ein Hauptgewinn – trotz der Schmerzen und dem Blut.

Folglich wurde sie aufgetaut. In bioaktiver Flüssigkeit gebadet. Sanft massiert. Mit Medikamenten vollgepumpt. Aber es gab keine Medikamente gegen die Schmerzen.

Nicht gegen diese Schmerzen.

Calinca schrie, während sie aus der suspendierten Animation erwachte.

Sie hörte ein Dröhnen, ohne es zunächst bewußt wahrzunehmen, und aus dem Dröhnen schälten sich schließlich verständliche Laute. Mechanisch modulierte Worte. Nüchterne Sätze.

»Fehlfunktion. Alarmstufe Rot. Fehlfunktion in der kryogenischen Abteilung. Bitte übernehmen. Bitte übernehmen.«

Nur langsam ließ der Schmerz in Calinca nach.

Nur zögernd kehrte ihre Erinnerung zurück.

Abblocken! dachte sie. Autogene Schmerzunterdrückung. Eine Graue schreit nicht. Eine Graue kennt keinen Schmerz. Nicht einmal Tränen.

Die erlernten Reflexe gewannen die Oberhand. Abrupt wich der Schmerz und ließ nur eine dumpfe Taubheit zurück, die leicht ignoriert werden konnte.

Calinca öffnete die Augen. Die winzige Muskelbewegung kostete viel Kraft, und sie befürchtete schon, zurück in die Ohnmacht und auferzwungene Passivität zu sinken. Aber sie überwand den Schwächeanfall.

Calinca war eine Queen.

Eine Kommandeuse der Grauen Garden.

Sie war klein, fast zierlich, nicht größer als hundertsechzig Zentimeter, und ihre Haut war so glatt und straff wie die einer Elektrischen Puppe.

Ihr Haar war hellbraun und noch ein wenig feucht von dem getauten Eis. Mund und Nase waren klein, zierlich wie alles an ihr, und ihre Brüste waren rundliche Halbkugeln, die leicht von einer Hand umschlossen werden konnten.

Ihr Schoß war nur schwach behaart.

Sie lag da und starrte die Decke an.

Die Decke war weiß. Fluoreszenzplatten bildeten ein Schachbrettmuster. Die Platten glommen trüb.

Etwas stimmte nicht.

»Fehlfunktion in der kryogenischen Abteilung. Alarmstufe Rot. Alarmstufe Rot. Bitte übernehmen. Bitte übernehmen.«

Eine Graue konnte keine Angst empfinden. Eine Graue war durch die Schnitte im Gehirn konditioniert, und Gefühle waren ihr fremd.

Gefühle waren etwas Schmutziges. Etwas, für schwache, alberne Charaktere.

Deshalb spürte Calinca kein Entsetzen, als sie begriff und sich die Bruchstücke ihrer Erinnerungen wie ein Puzzle zusammensetzten.

Die COSMORAL FAY GRAY!

Sie befand sich an Bord der COSMORAL FAY GRAY und war unterwegs nach CC-298, dem Basisplaneten im System der grünen und violetten Sonne … Im Auftrag der Cosmoralität, der Großen Grauen selbst, der Herrin über das Sternenreich. Der Auftrag … Der fremde Mann, der scheinbar aus dem Nichts auf CC-298 aufgetaucht war … Der Kurierbericht der Queen Sin Hay, der Basiskommandeuse …

»Fehlfunktion«, plärrte die Computerstimme unermüdlich.

»Fehlfunktion in der kryogenischen Abteilung. Bitte übernehmen. Bitte übernehmen.«

Calinca biß die Zähne zusammen.

Trotz der autogenen Schmerzunterdrückung schien Feuer in ihren Gliedern zu brennen, als sie sich langsam und mühevoll aufrichtete.

Sie sah sich um, sah Dutzende kryogenische Betten. Schotenförmige Kälteschlaftanks, deren transparente Deckhauben zur Seite geklappt waren.

Calinca schnüffelte.

Ein ätzender Geruch lag in der Luft. Tod und Verwesung. Wie in einer Abdeckerei.

Die Queen würgte.

»Fehlfunktion«, informierte der Kontrollcomputer nüchtern. »Fehlfunktion in der kryogenischen Abteilung. Alarmstufe Rot. Bitte übernehmen.«

Zitternd schwang sich Calinca aus dem kryogenischen Bett, und stellte ihre Füße auf den kühlen, weißgekachelten Boden der Schlafkammer.

Eine Katastrophe, dachte sie.

Unsicher stand sie da und hielt nach der Servomaschine Ausschau, nach dem primitiven mobilen Computersystem, das den Endcheck durchführen und ihr Kleidung bringen würde.

Erst spät entdeckte sie es. Fern in der Ecke, umgekippt, mit Schmorspuren am weißlackierten Blechleib. Zerstört. Unbrauchbar.

Calinca torkelte zum nächsten kryogenischen Bett.

In ihm lag ein Gardist. Der Gardist mußte schon vor mehreren Wochen aufgetaut worden sein, und er hatte die Enteisung nicht lebend überstanden.

Die Queen würgte wieder.

Der stickige Geruch raubte ihr den Atem. Sie verzichtete darauf, weitere Kältebetten zu untersuchen, und wankte zum nächsten Wandterminal. Automatisch tippte sie den Kode ein.

»Fehlfunktion. Fehlfunktion in der kryoge …« Abrupt brach die Durchsage ab. Dann: »Zugriff autorisiert. Bitte übernehmen Sie.«

Calinca holte tief Luft. Und würgte.

»Informationen«, krächzte sie in das Mikrofon des Wandterminals. »Wie hoch ist die Ausfallquote?«

Der Computer antwortete sofort.

Nüchtern. Emotionslos. Kalt wie die Gefrierpackungen der kryogenischen Betten.

»Ausfallquote neunundneunzig komma sieben fünf Prozent. In

absoluten Zahlen: dreihundertneunundneunzig.«

Calinca stieß zischend die Luft aus der Lunge. Schatten wallten vor ihren Augen.

Nur sie hatte den Kälteschlaf überstanden. Nur sie hatte von der menschlichen Besatzung der COSMORAL FAY GRAY den dreieinhalbtausend Lichtjahre weiten Flug überlebt.

Aber sie war eine Graue, und sie empfand keine Angst, kein Entsetzen, kein Mitleid. Die Vergangenheit zählte nicht. Sie mußte sich auf die Zukunft konzentrieren.

Sie mußte herausfinden, was während des Transits durch den Weltraum II geschehen war. Und ob das Raumschiff sein Ziel erreicht hatte. Und ob die Treiber-Loge auf der Mistelplattform der FAY GRAY noch lebte.

Keuchend tapste sie über die kühlen Kacheln, vorbei an den kryogenischen Betten, die sich für viele tapfere Soldaten der Grauen Garden in Särge verwandelt hatten, und preßte ihre Handfläche gegen das Kontaktschloß der Tür.

Im Vorraum fand sie in den Spinden Unterwäsche, einen grauen Overall und ihren Waffengurt mit dem klobigen Laser. Aus dem Medizinschrank nahm sie eine Fixphiole Amphetamin und eine Injektionspistole.

Als sich das aufputschende Medikament in ihrem Blutkreislauf befand, wich die Schwäche aus ihren Gliedern und die Benommenheit aus ihren Gedanken.

Sie war wieder ganz sie selbst: energisch, intelligent, zielbewußt.

Über das Intercom versuchte sie, Kontakt mit der Mistelplattform aufzunehmen, auf der sich die siebenköpfige Treiber-Loge befand, wenn sie das Raumschiff mit ihren psionischen Kräften durch den Weltraum II steuerten.

Keine Antwort.

Niemand reagierte auf ihren Anruf.

Calinca runzelte die Stirn. Waren die Treiber tot? Oder dem Wahnsinn verfallen? Es hieß, daß viele Schiffe im Lauf der Jahrhunderte verschollen waren, weil die Treiber die Kontrolle über sich verloren hatten.

Der Weltraum II war kein friedlicher Ort.

Er war ein Raum neben dem Raum, und in ihm existierten Dinge, über die man nur flüsternd und mit klopfendem Herzen sprach. Dinge, die zu fremd waren, als daß ein Mensch sie verstehen konnte.

Calinca schob einen Riegel Proteine und mehrere Tabletten Energetika in die Seitentasche ihres Overalls und machte sich auf den

Weg in die Zentrale.

Stille erfüllte das Schiff.

Nur die Lebenserhaltungssysteme arbeiteten. Die Triebwerke schwiegen.

Wie eine Vision tauchte kurz das Bild der COSMORAL FAY GRAY vor Calincas geistigem Auge auf.

Eine dreihundert Meter durchmessende Kugel aus Stahl und Panzerprotop, die zu dem sechshundert Meter langen Dorn auslief. An dem Dorn – im Griff der mächtigen Klammern aus ›halbintelligenten‹ Werkstoffen, für deren Steuerung nicht ein einziger Mikroprozessor erforderlich war, da man das Schaltprogramm dem Material selbst eingeprägt hatte – an dem Dorn hafteten die Container mit dem Nachschub für die Basis auf CC-298.

In ihrer weißen Makellosigkeit erinnerten die Container an die Eier eines riesenhaften Weltrauminsektes, das Lichtjahrtausende zurücklegte, um einen geeigneten Brutplatz zu finden.

Das Ende des Dorn bildete das trichterförmige Strahltriebwerk, der mächtige Photonenbrenner, der so hell wie eine Sonne glühte, wenn er seine Arbeit aufnahm.

Die COSMORAL FAY GRAY war nicht das größte Schiff der Gardenflotte, aber dennoch war sie ein Riese.

Doch was hatte diesen Riesen in ein Wrack verwandelt?

Calinca wußte, daß die COSMORAL FAY GRAY nicht mehr als ein Wrack war. Die Korridore waren zwar sauber und unbeschädigt wie immer, doch die Fluoreszenzplatten an den Decken verbreiteten nur matte Helligkeit, und viele der Kontrolldioden an den Wandterminals und Intercomkästen leuchteten rot.

Energiemangel.

Die miniaturisierten Speicherelemente des Schiffes mußten so gut wie leer sein.

Ein Wunder, daß die Luftumwälzpumpen und die Klimaanlage noch funktionierten.

Die Queen Calinca schleppte sich weiter.

Die Wirkung des Amphetamins ließ bereits nach, und besorgt fragte sich die zierliche Frau, ob sie körperliche Schädigungen davongetragen hatte.

Vermutlich war der rätselhafte Energiemangel auch für die Fehlfunktion der kryogenischen Betten verantwortlich – und damit für den Tod von fast vierhundert Soldaten der Grauen Garden.

Calinca verzichtete darauf, einen der Pneumolifte zu benutzen, die zweifellos ebenfalls nicht mehr funktionierten, und erstieg die

Stahlspirale der Nottreppe.

Sie atmete schwer.

Ihr Herz hämmerte, als wollte es aus ihrer Brust herausspringen, und das Blut rauschte wie ein Wasserfall in ihren Ohren.

Auf halber Höhe machte Calinca Halt, schluckte zwei Energetika und schöpfte Luft.

Weiter! sagte sie sich. Zur Zentrale, zur Mistelplattform!

Schließlich erreichte sie das Zentraldeck, entriegelte mit zitternden Fingern das Notschott und trat hinaus auf den breiten Korridor.

Direkt vor ihren Füßen lag eine Frau.

Die Frau war groß und starkknochig und besaß hellweißes Bürstenhaar. Sie trug die blaue Uniform des Treiberkorps.

Calinca kannte die Frau.

Sie war die Mater der COSMORAL FAY GRAY; die Meisterin der Grauen Loge, und wie alle Treiber im Dienst der Garden besaß sie keinen Namen, sondern nur eine Nummer.

Die Mater war tot.

Verkrümmt lag sie auf dem Kunststoffboden, die Hände wie bittend dem Schott entgegengestreckt, und ihr Antlitz war eine Grimasse kreatürlicher Qual.

Calinca bückte sich und berührte ihre Haut.

Die Haut war kalt wie die Tiefkühlpackung eines kryogenischen Bettes.

Was hatte die Mater getötet? fragte sich die Queen stirnrunzelnd. Sie wies keine sichtbaren Verletzungen auf. Da war nur diese Angst auf dem im Tod gefrorenen Gesicht. Und diese unerklärliche Kälte …

Calinca zog den Laser und entsicherte ihn.

Sie lauschte.

Alles war still.

Lautlos schlich sie weiter. Die beiden Aufputschtabletten aktivierten ihre körperlichen Kraftreserven und intensivierten die Empfindlichkeit ihrer Sinne.

Der Eingang zur Zentrale war geöffnet.

Rasch überflog sie die vertraute Einrichtung. Ihr Blick blieb neben der gläsernen Röhre des Zentralliftes haften. Ein Mann. Blauuniformiert. In embryonaler Haltung neben dem Liftschacht. Er rührte sich nicht.

Calinca spürte, daß er tot war.

Sie war eine Graue, gefühllos wie Stein, doch die unheimliche Atmosphäre an Bord des Schiffes überwand sogar die Barrieren ihrer psychischen Konditionierung und setzte dumpfes Unbehagen frei.

Als sie sich dem toten Treiber näherte, schlug ihr auch von ihm diese Kälte entgegen.

Vorsichtig berührte sie den Leichnam mit dem Lauf ihres Lasers.

Ein Ton wie von zerspringendem Glas. Der Tote kippte zur Seite. Als er auf dem Boden aufprallte, zerschellte er in tausend Scherben.

Die Queen biß die Zähne zusammen und setzte einen Fuß auf die unterste Stufe der Wendeltreppe, die sich um die Liftröhre schwang und hinauf zu der über der Zentrale gelegenen Treiberplattform führte.

Wieder horchte sie.

Schweigen.

So sprang sie dann leichtfüßig von Stufe zu Stufe, von einer plötzlichen Ungeduld erfüllt, der schattenhaften Furcht, zu spät zu kommen, um noch etwas unternehmen zu können.

Nach der zweiten Windung der Spiraltreppe stieß sie auf ein weiteres Mitglied der Loge.

Eine Frau. Zart und schmal, so daß die blaue Uniform Falten um ihren kindlichen Körper warf. Aber das Gesicht war ganz und gar nicht kindlich. Es hatte nichts Menschliches mehr an sich.

Es kündigte von einem Schrecken, der selbst die Queen Calinca nicht unberührt ließ.

Wie eine stahlgraue Tätowierung klebte das Stigma an der Stirn der Treiberin; unmittelbar über der Nasenwurzel. Das Stigma besaß die Form eines Triadischen Monochords, eines verschnörkelten Dreiecks, das in der alten Zeit Symbol der freien Treiber gewesen war.

Aber, dachte Calinca nüchtern, die Treiber sind nicht mehr frei. Seit Jahren schon nicht mehr. Seit dem Jahre 2499, der fehlgeschlagenen Treiberrevolte auf Syrta, seit dem Großen Fest, dem Gerechten Staatsstreich in Ardas Namen, dem Henkertod von Lordoberst Max von Valdec und der Zerschlagung des Konzils der Konzerne und dem Beginn des Zeitalters der Cosmoralität …

Seitdem, erinnerte sich Calinca, während sie vorsichtig über die Tote hinwegstieg, seitdem tragen alle Treiber das elektronische Stigma, das sie Gehorsam und Demut gegenüber den Befehlen der Großen Grauen und der Cosmoralität lehrt.

Fast unwirsch fragte sich die Queen dann, wieso ihr ausgerechnet in diesem Moment diese Selbstverständlichkeiten in den Sinn kamen.

Sie mußte sich um andere Dinge kümmern.

Um ihr Überleben und die Erfüllung ihres Auftrages. Dieses Schiff war ein Sarg, und in jeder Sekunde konnte auch sie der Tod ereilen.

Calinca betrat die Mistelplattform.

Ein kreisförmiger, nüchterner Saal. Boden und Wände bestanden aus blauem Kunststoff. Das Blau des irdischen Himmels. Im Zentrum des Saals gruppierten sich sieben Servosessel um die fünf Meter hohe Protopsäule, auf deren platter Spitze die Schüssel mit der Mistel ruhte.

Das Goldlicht der Mistel war erloschen.

Matter, fauliger Geruch erfüllte die Plattform. Wie von verdorbenem Salat.

Die Mistel war abgestorben.

Wenn die beiden Reservemisteln ebenfalls unbrauchbar waren, dann konnte die COSMORAL FAY GRAY gar nicht mehr in den Weltraum II eintauchen.

Unsinn! dachte Calinca mit einem Hauch Widerwillen. Der Überlichtflug ist ohnehin verwehrt. Ohne Treiber …

Sie musterte ausdruckslos die drei verkrümmten, blauuniformierten Gestalten neben den Servosesseln. Auch diese Treiber waren tot.

Sechs Leichen.

Doch eine Loge besaß stets sieben Mitglieder.

Wo steckte der siebte Psioniker? Irgendwo in den Korridoren und Räumen des Schiffes? Zu Eis erstarrt, mit einer panikerfüllten Fratze und leblosen Augen …?

Calinca war eine Graue, eine Soldatin, die äußerlich menschlich schien, aber im Innern mehr mit einer Maschine gemeinsam hatte. Und wie eine Graue reagierte sie dann auch, als sie hinter sich die Schritte hörte.

Sie warf sich zur Seite.

Noch im Sprung wirbelte sie um ihre eigene Achse, riß den Laser hoch und stand einige Sekundenbruchteile später geduckt und lauernd da.

Erst dann entspannte sie sich.

Ein Treiber, durchfuhr es Calinca. Der siebte Treiber. Und er lebt.

Der Treiber war ein noch junger Mann. Groß und kräftig, das Gesicht hübsch und gleichzeitig verhärtet, als hätte er zuviele schmerzliche Dinge erlebt, und das elektronische Stigma war wie ein drittes, bizarres Auge an seiner Stirn.

Die Haare des Treibers waren ungewöhnlich hell.

Blond, dachte Calinca. Diese Haarfarbe nennt man blond. Wie seltsam!

Sie entspannte sich leicht, ohne den Laser zu senken.

Der Treiber starrte sie an und schien sie erst jetzt bewußt wahrzunehmen. Er lächelte scheu; das schüchterne Lächeln eines stigmatisierten Treibers, der eine Queen vor sich sah und wußte, daß

sie seine Herrin war.

»Was ist geschehen?« fragte Calinca scharf. »Berichte!«

Sie kniff die Augen zusammen und entzifferte den Schriftzug der Plakette, die an der linken Brustseite der blauen Uniform befestigt war.

A-331.

Ein Psioniker der A-Kategorie, dachte die Queen. Einer der hochbegabten PSI-Talente.

»Berichte, A-331«, wiederholte Calinca ein wenig milder, als sie erkannte, daß ihr schroffer Tonfall den Treiber fast wie ein körperlicher Schlag getroffen hatte.

Schock.

Er mußte noch unter Schock stehen.

»Sie sind tot«, murmelte A-331. »Es geschah kurz nach unserem letzten Transit. Sie waren schon tot, noch ehe es richtig begonnen hatte. Wissen Sie, was es alles im Weltraum II gibt? Wissen Sie das? Nein … Sie wissen es nicht. Niemand weiß es. Niemand. Auch die Treiber nicht.

Etwas griff nach dem Schiff.

Es war ein *Etwas.* Kein Mensch, kein lebendes Geschöpf, keine tote Materie. Es war ein Etwas aus dem Weltraum II, und es hatte Hunger.

Zuerst verzehrte es die Energie der Speicherbänke. Ich habe es gespürt. Wir alle haben es gespürt. Wir mußten das Schiff durch den anderen Raum steuern und gleichzeitig dieses Etwas abwehren.

Das heißt … Wir haben es versucht.«

Der blonde Treiber rieb müde über seine Stirn.

»Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern«, gestand er leise. »Soviel habe ich vergessen. Unser Widerstand ließ das Etwas auf uns aufmerksam werden. Es fraß die Mistel. Dann fraß es uns. Einen nach dem anderen.

Es ist furchtbar, bei lebendigem Leib verspeist zu werden und dann doch zu überleben.«

Calinca registrierte, daß ihr von dem Mann keine Gefahr drohte. Sie schob den Laser zurück in das Halfter.

»Sie haben überlebt«, stellte die Queen emotionslos fest. »Die anderen nicht. Haben Sie eine Erklärung dafür?«

»Nein«, sagte A-331. »Es tut mir leid.«

Was für ein Narr, dachte Calinca verächtlich. Ein Narr wie alle diese Psioniker.

»Wo sind wir?« fragte sie barsch. »Haben Sie unsere Position ermittelt?«

»Nein«, sagte A-331 wieder. »Ich … Ich war krank. Ich weiß nicht, wie lange, aber ich hatte Fieber. Ich habe geträumt. Dort hinten.«

Er wies auf eine Nische, in der einige verwühlte Decken lagen.

Calinca dachte einen Moment lang nach.

Zweifellos, sagte sie sich düster, würde der Treiber keine große Hilfe sein. Aber außer ihr war er der einzige Überlebende an Bord der COSMORAL FAY GRAY.

»Kommen Sie, A-331«, sagte Calinca und wandte sich der Wendeltreppe zu. »Wir müssen unsere Position feststellen. Dann werden wir weitersehen.«

Sie kletterte wieder hinunter in die Zentrale. Der Treiber folgte ihr. Mißmutig stellte sie fest, daß er sich noch immer wie in Trance bewegte.

Vielleicht hatte er mehr als nur einen Schock erlitten. Vielleicht hatte ihm der Kontakt mit der fremden Lebensform aus dem Weltraum II den Verstand geraubt.

Calinca verdrängte die fruchtlosen Überlegungen und nahm vor den Ortungskontrollen Platz. Die Energiereserven, erkannte sie, betrugen nur noch wenige Prozent der einstigen Gesamtleistung.

Gerade noch genug, um einen Check durchzuführen und einen Notruf zu senden.

Einen Funkspruch, der nur einfach lichtschnell war.

Und wenn sie nicht in der unmittelbaren stellaren Nähe eines bewohnten Planeten den Weltraum II verlassen hatten …

Mit flinken Fingern tastete Calinca ein Programm in den Computer und lehnte sich dann zurück. Der Check dauerte ungewöhnlich lange; ein Zeichen dafür, daß der Rechner mit dem geringstmöglichen Energieeinsatz arbeitete.

Endlich flammte ein Monitor auf.

Calinca sah Sterne und Schwärze und mitten in der Finsternis, so nah beieinander, daß sie wie zwei Augen wirkten, glommen ein grüner und violetter Punkt.

Die Doppelsonne CC-298!

Die Loge hatte es geschafft, trotz des tödlichen Zwischenfalls im Weltraum II das Schiff unmittelbar an das Ziel zu steuern.

»Knappe sechs Lichtstunden entfernt«, murmelte Calinca.

Sie war eine Graue, aber trotzdem empfand sie plötzlich Erleichterung. Nicht, weil dies die Rettung ihres Lebens bedeutete. Sondern weil sie ihren Auftrag ausführen konnte.

Jetzt blieb nur noch, über Funk Hilfe von der Basis anzufordern und zu warten.

Calinca drehte sich mit dem Sessel und musterte den Treiber, der reglos dastand und auf Befehle wartete, wie es das elektronische Stigma von ihm verlangte.

Ich habe Entspannung verdient, sagte sie sich. Und wir haben Zeit, bis Hilfe eintrifft.

Calinca beugte sich nach vorn und nestelte an der Hose des Treibers. Der Treiber sagte nichts.

»Du wirst mich jetzt lieben«, murmelte Calinca. Sie streifte ihm die Hose ab und strich über seine Hoden, die feste Wärme seines Gliedes. »Ich bin deine Queen und du wirst mich lieben.«

Calinca stand auf. Rasch war sie entkleidet, und sie führte seine Hand zu ihrem Schoß. Seine Finger waren zärtlich und kundig, und bald war ihr Schoß feucht und aufnahmebereit.

Calinca war eine Graue, und so drückte sie ihn zu Boden, setzte sich rittlings auf ihn, daß sein Glied tief in sie hineinfuhr, und ihre Hinterbacken rieben über seine Schenkel, während sie ihn ritt.

»Dein Name«, flüsterte sie dann, aus einer absonderlichen sentimentalen Stimmung heraus, die eine Queen nur in den kurzen Momenten der körperlichen Lust ergriff. »Du trägst jetzt eine Nummer, doch früher hast du einen Namen besessen. Wie lautet er?«

Der Treiber atmete schwer, und seine Gesichtszüge spannten sich.

»Gorden«, murmelte er. »TerGorden.«

Der Name schien ihr vertraut, aber dann kam sie zum Höhepunkt, und die merkwürdige Stimmung schwand, und sie vergaß, was er gesagt hatte.

Er war ein Treiber, und sie war eine Queen der Grauen Garden. Das allein zählte.

IV

Das Erwachen aus der Bewußtlosigkeit war für Sayrin wie das Auftauchen aus der tintenschwarzen Tiefe des Planetenmeeres.

Sie glaubte das ölige, klebrige Wasser zu fühlen, glaubte den fettigen Schmierfilm aus Tausenden zäher Tropfen auf ihrer Haut zu spüren, und mit einem leisen Schrei fuhr sie hoch.

Zuerst war da die Erleichterung.

Die Erleichterung darüber, daß das Netz des Webers verschwunden war.

Dann erfaßte sie Verwunderung.

Verwunderung über ihre Umgebung. Sie befand sich in einem niedrigen, engen Raum, der grau war wie die Ebene am Fuß der Weberberge. Der Boden war eigentümlich glatt. Und er zitterte leicht.

An der Decke – gegen die sie mit dem Kopf stoßen mußte, wenn sie sich zu ihrer vollen Größe aufrichtete – an der Decke befand sich eine Fackel.

Aber die Fackel war viereckig, und sie rauchte nicht, und ihr Licht war kalt und gleichmäßig.

Verschwommen erinnerte sich Sayrin daran, einst, in ihrer Kindheit, ähnliche Vierecke im Innern des *Bootes* gesehen zu haben. Doch diese Vierecke waren stumpf und lichtlos, nicht hell wie die grüne Erstsommersonne selbst gewesen.

Unwillkürlich tastete Sayrin an ihren Gürtel, und sie war erleichtert, das Huftiermesser vorzufinden.

Es tat gut, über die kühle, scharfe Schneide zu tasten.

Es schenkte ihr Sicherheit.

Sayrin lauschte.

Sie vernahm ein dumpfes, unregelmäßig auf- und abschwellendes Brummen. Wie von einem großen, summenden Schwarm Grasschrecken.

Ihre Reaktion auf das Brummen war automatisch, instinktiv, von Furcht geprägt.

Sayrin zog die Beine an, bis ihre Knie ihre Brüste berührten, schlang die Arme um die Unterschenkel und senkte den Kopf.

Lange saß sie so da.

Erst nach und nach klärten sich ihre Gedanken wieder, schwand die Furcht, und sie begriff, daß es keine Grasschrecken waren, die sich rot und freßgierig auf sie stürzten und ihr die Haut vom Leibe nagen

wollten.

Sayrin kannte nur die luftigen Kessel der Täler, die rollende Weite der Hügelländer und die endlose Ödnis der Ebene. Der Raum hier war zu eng für eine Calhare, um atmen zu können.

Die winzige Kammer erdrückte sie.

Sayrin stöhnte leise.

Eine Stimme in ihr flüsterte ihr zu: Nur Menschen können so grausam sein, einen Raum wie diesen zu erschaffen, wo die Wände dich zu erschlagen drohen. Nur Menschen können Boden derart glätten. Nur Menschen können Fackeln bauen, die nicht rauchen und nicht heiß sind und dennoch Licht spenden.

Also war sie gefangen.

Gefangen.

Wieder eines von diesen fremden Worten, die noch aus der Zeit vor der Großen Havarie stammen mußten, als die Calharen weder Erst-, noch Zweitsommer und nicht einmal die Mittenzeiten gekannt hatten.

Gefangen in Kerkern. Im *Boot.* Im Weltenraum, der Sphäre, in der Calhari um die grüne und die violette Sonne kreiste.

Die Alten hatten sogar davon gesprochen, auf Calhari *gefangen* zu sein, obwohl dies Unsinn war, denn auf Calhari wurde niemand eingesperrt.

Allein die Vorstellung war zu obszön, um zu Ende gedacht zu werden.

Aber es war geschehen.

Sayrin war gefangen in einer Kammer, zu eng, um zu leben, zu groß, um zu sterben, in einer Fremde aus grauer Wand und glattem Boden und lichterhellter Decke.

Mit einem Ruck riß sie das Huftiermesser aus dem Gürtel.

Nun, sagte sie sich angriffslustig, sie hatte dem Weber getrotzt. Sie hatte die Steilwand erklommen und ein Netz erhalten. Sie hatte mehr erreicht als alle anderen Bewohner des Devries-Tales, und sie war klug und stark und mutig.

Sayrin horchte, und das Brummen mäßigte sich.

Es wurde leiser. Dann ein Ruck. Dann Stille. Und in die Stille schnitt das sachte Tapsen ferner Schritte. Die Schritte kamen näher. Sie hörte sie ganz deutlich.

Die Schritte waren jetzt so nah, daß allein die graue Wand sie noch von ihr trennen konnte.

Sayrin verengte die Augen, und erst jetzt entdeckte sie den winzigen Riß in der Wand, der ein Viereck beschrieb. Eine Tür. Und die Schritte hatten vor der Tür verharrt.

Man holte sie.

Wer auch immer *man* war.

Sayrin glitt in die Höhe, hielt den Kopf leicht geneigt, aus Furcht, die rauchlose, kalte Fackel zu berühren, und das Huftiermesser lag kühl und hart in ihrer Hand.

Die Tür öffnete sich.

Aber anders als jede Tür, die Sayrin kannte.

Die Tür schob sich zur Seite und glitt in die Wand.

In der Öffnung stand ein Mann. Der Mann war groß. Fast zwei Köpfe größer als sie. Er war breit. Er war so breit, daß seine massigen Schultern fast die ganze Türöffnung ausfüllten. Der Mann trug ein Gewand aus dunklem Grau, das nur das Gesicht unbedeckt ließ.

Das Gesicht war braun wie gegerbte Huftierhaut. Es war so öde und teilnahmslos wie die Ebene. Die Augen waren helle Kreise ohne Leben.

Dieser Mann, dachte Sayrin entsetzt, lebte nicht. Er war kein Calhare, kein Mensch. Ein Insektenhirn schien aus diesen Augen zu starren.

Sayrin warf sich nach vom und stieß mit dem Messer aus Huftierknochen zu.

Sayrin war flink. Im ganzen Devries-Tal gab es keine Frau und keinen Mann, die sich rascher und geschmeidiger als sie bewegen konnte.

Der Mann war schon so gut wie tot, als sie sich zu dem Angriff entschloß.

Aber Sayrin irrte sich.

Sie stieß mit dem Messer zu, und sie stieß ins Leere und taumelte unter dem Schwung ihres Stoßes zwei, drei Schritte nach vorn.

Der graue Mann tauchte wie ein Gespenst an ihrer Seite auf. Er hob einen Arm. Der Arm fuhr nach unten. Die Handkante traf ihr Gelenk.

Alles in einer einzigen, blitzschnellen Bewegung. So schnell, daß Sayrin gar nicht wußte, was mit ihr geschah, bis der Schmerz heiß und boshaft durch ihre Hand, ihren Arm flutete.

Sayrin schrie auf, und schon beim ersten Laut erhielt sie einen furchtbaren Schlag in die Hüfte, der sie in die Höhe hob und mit einem satten, schmatzenden Laut gegen die Wand schmetterte.

Tränen flossen über ihre Wangen.

Vor ihren Augen flimmerte es.

Sie war besiegt, und sie wußte es. Nur wenige Sekunden hatte der Kampf gedauert, und sie war jetzt zu schwach, um einen erneuten Angriff zu wagen.

Durch den Tränenvorhang sah Sayrin auf.

An dem Mann empor, dem Grauen mit den Insektenaugen. Noch immer verriet sein kantiges Gesicht keine Emotionen. Weder Triumph, noch Grausamkeit oder Befriedigung.

Auf eine sonderbare Weise war der graue Mann den Webern ähnlich.

Er war stark und unnahbar und ganz und gar gefühllos.

»Steh auf«, sagte der Mann.

Sayrin war erstaunt, daß sie ihn verstehen konnte. Er sprach, wie man auf Calhari sprach, auch wenn er die Worte anders betonte und die Worte künstlich trennte, statt sie wie eine Melodie von den Lippen fließen zu lassen.

Die barsche Sprache paßte zu seinem steinernen Wesen.

Sayrin sagte nichts. Mühsam erhob sie sich und hielt ihre rechte Hand umklammert, die bereits anzuschwellen begann.

»Geh«, befahl der Graue.

Sayrin betrachtete den engen, kurzen Gang. Rechts befand sich die Tür zu ihrem Verlies, etwas weiter links eine Luke, hinter der merkwürdige, blitzende, metallene Gegenstände zu erkennen waren.

Metall.

Sayrin schauderte.

Das kostbarste Gut auf ganz Calhari … Und in jenem Raum mußten sich ganze Säcke davon befinden. Eine Schatzkammer.

Sie zögerte angesichts der Schätze, und sie zögerte zu lange.

Der graue Mann versetzte ihr einen Tritt. Nicht fest genug, um ihr Schmerz zu bereiten, aber noch fest genug, um ihr zu zeigen, daß sie seine Befehle *unverzüglich* befolgen mußte.

Sayrin ging.

Hand und Hüfte schmerzten, und die Tränen trockneten nur langsam. Als sie das Ende des kurzen Ganges erreichte, schwang eine runde Luke auf.

Sie atmete frische Luft.

Sie sah das grüne Licht der Erstsommersonne, und sie sah eine riesige graue Fläche und im Hintergrund hohe, eckige, wuchtige Gebäude, wie sie sie nie zuvor in ihrem Leben erblickt hatte.

Sayrin schob den Kopf durch die Luke. Der Boden lag nur einen knappen Meter unter ihr. Sie sprang, federte ab und trat zur Seite, um dem Grauen Platz zu machen.

Und erst jetzt erkannte sie die Form des Gebäudes, in dem sie gefangen gewesen war.

Das Gebäude erinnerte an zwei Suppenteller, die man übereinandergelegt hatte. Es ruhte auf sechs Beinen, und es

schimmerte silbern. Es schien aus Metall zu bestehen. Ganz aus Metall.

Sayrin wurde überwältigt von der Pracht.

Nicht weit entfernt, auf stählernen Spinnenbeinen, stand ein weiterer Diskus. Und ein dritter … Er schwebte in der Luft.

Er schwebte in der Luft wie die purpurroten Netze der Weber, wie der Baldachin über den Bergen.

Keine Gebäude.

Flugmaschinen.

Wie das *Boot,* das sich seit Jahrhunderten, seit der Großen Havarie, nicht mehr vom öligen Strand des Planetenmeeres erhoben hatte.

Es war fast zuviel für Sayrin.

Sie wankte, und der graue Mann ergriff ihren unverletzten Arm mit eiserner Härte und zerrte sie fort von dem Diskus.

Über das graue Feld huschte eine Muschel. So silbern wie die Flugmaschinen und zehnmal so groß wie jede Landmuschel an der Küste des fernen Meeres. Die Silbermuschel glitt schwerelos über den Boden und blieb summend vor Sayrin und dem grauen Mann stehen.

In der Muschel saßen zwei Menschen.

Ein Mann, so grau, so steinern und gleichgültig wie der erste, und eine Frau.

Sayrin starrte die Frau mit offenem Mund an.

Sie war eine Schönheit. Sie war die schönste Frau, der Sayrin jemals begegnet war.

Sie trug das schwarze Haar lang und glatt. Ihre dunklen Pupillen füllten das Weiß ihrer Augenhöhlen nahezu vollständig aus. Die Nase war ausdrucksstark, doch nicht zu groß, der Mund voll und feingeschwungen.

Unter der grauen Montur, deren Farbton heller war als die Gewänder der Männer, zeichneten sich runde, straffe Brüste ab. Die Brustwarzen wirkten wie dünne, hohe Knöpfe auf dem glatten Stoff.

Die Schönheit der Frau verriet sich nicht allein in ihrem Aussehen, sondern vor allem in ihren Gesten, ihren Bewegungen.

Mit animalischer Geschmeidigkeit schwang sie sich von der Muschel und trat gelassen auf Sayrin und den grauen Mann zu.

Der Blick der dunklen Augen glitt über Sayrins Gestalt, verharrte kurz bei ihren bloßen Brüsten, und Sayrin meinte, etwas wie Interesse in der Finstern der sonst kalten, teilnahmslosen Pupillen aufblitzen zu sehen.

Ihr Herz klopfte schneller.

Sie fühlte ihren Schoß feucht werden. Ihre Zitzen wurden plötzlich so hart, daß sie schmerzten. Verärgerte Röte schoß ihr ins Gesicht.

Der graue Mann neben ihr schlug die Hacken knallend zusammen und legte kurz die Handkante schräg an die Stirn.

»Queen Sin Hay«, sagte er, »ich höre und gehorche.«

Der graue Mann sagte tatsächlich *Sin Hay* und nicht *Sinhay* wie es jeder Calhare getan hätte.

Die Sprache der Grauen schien Sayrin so fremd wie ihr Verhalten. Alles an ihnen war eckig, hart, steinern.

»Diese Kreatur«, murmelte Sin Hay mit überraschend tiefer Stimme, »sie stammt von drüben? Das heißt. Sie haben sich in die bewohnten Gebiete vorgewagt? Gegen meinen Befehl?«

Der graue Mann neigte den Kopf.

»Ich folge meinen Befehlen«, entgegnete er kühl, »ich verstoße nicht gegen sie. Diese Kreatur fiel uns während des Patrouillenfluges in der unmittelbaren Umgebung der Bruchstelle in die Hände. Sie befand sich in einem Kokon der Bergspinner.«

Die schwarzhaarige Frau wölbte die Brauen.

Aus den Augenwinkeln sah Sayrin einen dritten Grauen, der den Diskus verließ, in dem sie gefangen gewesen war. Der Graue hielt ein rotes Bündel in der Hand.

Sayrin keuchte auf.

»Mein Netz!« schrie sie. »Es gehört mir! Es ist mein Netz! Der Weber hat es mir geschenkt!«

Der Ausbruch erleichterte sie, milderte die unerträgliche Spannung, die sich im Lauf der letzten Minuten in ihr angesammelt hatte.

Die Queen warf Sayrin einen Blick zu. So, wie ein Calhare ein Huftier ansah. Halb belustigt, halb verächtlich. Sayrin ballte die Fäuste.

»Die Kreatur kann sprechen«, bemerkte Sin Hay. »Sorgen Sie dafür, Gardist, daß sie nur spricht, wenn sie gefragt wird.«

Sayrin fröstelte.

Nicht wegen dem Tonfall. Wenn die Queen sprach, dann ohne Erregung. Ohne ihre Stimme zu heben. Sayrin fröstelte wegen der Kälte, die sich in den Worten verriet.

Die graue Frau war schön, doch ihre Schönheit war die einer bizarren Gesteinsformation. Unnahbar, nur sich selbst verpflichtet, hochmütig nach innen und nach außen.

»Die Fäden des Kokons«, erläuterte der graue Mann ruhig, »ernähren sich vom Sauerstoff der Luft. Sie zerlegen ihn auf molekularem Weg und gewinnen daraus Energie und Helium. Das Helium läßt sie steigen.«

»Interessant«, nickte Sin Hay. »Aber nutzlos. Geben Sie der Kreatur

das Netz. Sie scheint daran zu hängen. Und inhaftieren Sie die Kreatur. Bis zum Verhör. Andere Dinge sind im Augenblick wichtiger. Die Kontrolleuse hat sich gemeldet. Sie befindet sich in Schwierigkeiten. Ein Ringo ist unterwegs, um sie zu holen. Wenn sie hier ist, werden wir uns um die Kreatur und um den anderen Fremden kümmern.«

Die schwarzhaarige Frau wandte sich ab, doch dann zögerte sie und war mit zwei, drei katzenhaften Schritten bei Sayrin.

Sayrin wich nicht zurück.

Sie zeigte ihre Angst nicht.

Die Queen hob eine Hand und berührte Sayrins Anhänger. Ein rätselhafter Ausdruck glitt über ihr makelloses Gesicht.

»Ein Triadisches Monochord«, murmelte die graue Frau. »Bist du eine Treiberin, Kreatur?«

Sayrin war verwirrt.

Der Begriff *Treiberin* löste matte Erinnerungen in ihr aus. Stand in den alten Aufzeichnungen nicht etwas davon, daß ihr Urahne, der Steuermann des *Bootes,* gleichzeitig Treiber gewesen war?

»Ich bin eine Calhare«, sagte Sayrin fest. »Ich bin Sayrin aus dem Devries-Tal, und ich habe den Weberberg erklettert und mir das Netz geholt. Ich bin keine Närrin. Ich habe getan, was ich gesagt habe, und ich bin frei. Niemand darf mich festhalten. Es ist unrecht.«

Sin Hay lächelte nicht. Sie wirkte auch nicht zornig. Sie war gleichgültig wie immer.

»Offenbar eine Verrückte«, stellte die graue Frau fest. »Eine verrückte Primitive. Trotzdem … Das Monochord deutet auf Verbindungen zu Treibern hin. Sorgen Sie dafür, Gardist, daß man die Kreatur einem PSI-Test unterzieht. Wir wollen nicht noch einmal eine Überraschung wie mit dem Fremden erleben.«

»Ich höre und gehorche«, nickte der Graue.

Sin Hay drehte sich herum und bestieg die Muschel. Die Muschel summte und schoß immer schneller werdend davon, den kantigen, fremdartigen Gebäuden entgegen.

Der zweite Graue drückte Sayrin das schlaffe, zusammengeknüllte Netz in die Hand. »Es fliegt jetzt nicht«, sagte er kalt. »Wenn man es zusammenpreßt, entweicht das Helium aus den Ballonblasen im Innern der Fäden. Es dauert eine Weile, bis der Kokon wieder genug Helium produziert hat.«

Sayrin verstand nicht, was er meinte, und sie sagte es ihm auch.

Der graue Mann wandte sich wortlos ab.

Von den Gebäuden näherte sich eine weitere Muschel. Instinktiv

wußte Sayrin, daß dieses Fahrzeug sie holen und fortschaffen würde, in einen anderen Kerker, in eine andere Enge, in einen Raum voll Grau und Glätte.

Sie zitterte, und sie wollte fliehen, doch der graue Mann neben ihr beäugte sie wachsam. Und er war größer, stärker und schneller als sie.

Mutlos gab Sayrin jeden Gedanken an Flucht auf.

Wie bittend hob sie ihr Gesicht der grünen, vertrauten Erstsommersonne entgegen, dem weitgespannten, wolkenlosen Türkishimmel, der sich erst in der Mittenzeit verfinstern würde.

Durch die Stürme.

Durch die Regenfronten.

Die riesigen Schwärme der Grasschrecken.

Sayrin sah den Himmel an, sie glaubte zu träumen.

Unterhalb der grünen Scheibe der Erstsommersonne, eine Handbreit tiefer am Horizont, prangte eine dunkle Scheibe von der Größe eines Auges am Firmament. Die Scheibe war starr. Sie war so groß wie die Erstsommersonne. Und sie war fremd.

Sie gehörte nicht dorthin.

Der graue Mann neben Sayrin mußte ihre Überraschung trotz der Härte seiner Seele spüren. Er folgte ihrem Blick.

»Der Mond«, sagte er nüchtern. »Der einzige Mond von CC-298. Auf eurer Seite gibt es keinen Mond. Du wirst dich an ihn gewöhnen müssen, denn du wirst nie nach drüben zurückkehren können.«

Dann war die Muschel heran. Betäubt wie von vielen Bissen fermentierter Huftierleber nahm Sayrin in der Muschel Platz und wurde schnell über die graue, glatte Fläche getragen.

Der Mond am Himmel verschwand nicht.

Calhari besaß keinen Mond. Nur die grüne und die violette Sonne. Aber der Mond war da, und er wirkte so, als hätte es ihn immer gegeben.

V

Für den Organsegler war der Weltraum das Lebensmedium.

Er war für den Raum geboren, für die Kälte und das Vakuum, für die Sonnen und interstellaren Gaswolken, für das Geprassel der kosmischen Strahlung und für die endlosen Lichtjahre zwischen den einsamen, verstreuten Planetensystemen.

Der Organsegler war braun und borkig, ein Titanenrochen aus den Brutkammern Saryms, fast hundert Meter lang und achtzig Meter breit und halb so dick.

Er war weder Pflanze, noch Tier, aber er lebte.

Der Organsegler führte eine heitere, kindliche Existenz fern von Gut und Böse, und er mochte die Menschen, weil sie gemeinsam mit ihm von Stern zu Stern sprangen und so wie er immer weiter hinausgreifen wollten.

In Weltraumtiefen, die noch kein Auge zuvor erblickt hatte.

Claude Farrell lag im Bauch des Organseglers und ließ sich von dem semi-organischen Raumschiff ein Bild der stellaren Umgebung in die Gedanken projizieren.

Dort war er – der Doppelstern.

Eine grüne und eine violette Sonne. Über dreitausendfünfhundert Lichtjahre von der Erde entfernt.

Einer Erde, die nach dem Fall der Manags und der Zerschlagung der Konzerne ein weitaus ruhigerer und glücklicherer Planet war als jemals zuvor.

Der Öko-Schock, vom Alten Wald initiiert, von Morgenstern und Scanner Cloud durchgeführt und von David terGorden abgeschlossen, hatte das Bild der Erde mehr gewandelt als die großen Klimaveränderungen Ende des zwanzigsten und Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Genetisch veränderte Pflanzen hatten viele Funktionen der Technik übernommen. So, wie die Organsegler immer mehr die alten Treiberraumschiffe aus Stahl, Kunststoff und Protop verdrängten, verdrängten komplexe Florasysteme die hergebrachten planetaren Transport- und Telekommunikationsmittel, veränderten Wohnen, Freizeit, Bildung, Landwirtschaft, das gesamte soziale und kulturelle Umfeld.

Hinzu kamen die politischen Veränderungen. Basisdemokratische Entscheidungsprozesse hatten das autokratische, hierarchische

Regierungssystem der Konzern-Ära ersetzt, Arbeiter-Selbstverwaltung das Wirtschaftsleben revolutioniert.

Farrell lächelte schwach, während vor seinem inneren Auge das Mentalbild des Doppelsternsystems und die Erinnerungen an die grüne Erde miteinander kämpften.

Die Erde war erst der Anfang.

Der Öko-Schock, die soziokulturellen und die politischen Veränderungen mußten sämtliche von Menschen besiedelte Welten erfassen.

»Überlaß das Philosophieren klügeren Köpfen, Claude«, ertönte Torman Biens stets mürrisch klingende Stimme. »Wie wäre es mit einem würzigen Zigarillo für einen mittellosen Tabaksüchtigen?«

Claude Farrell öffnete die Augen.

Bien war ein schlaksiger Bursche mit einem tranigen Gesichtsausdruck. Das graue Haar war zerzaust und vermittelte den Eindruck, als wäre Bien soeben erst nach einer durchzechten Nacht dem Bett entstiegen.

»Wenn ich dich anschaue«, knurrte Farrell, »überkommt mich stets das kalte Grausen. Du bist eine Schande für die gesamte Treiber-Zunft. Was sollen unsere Fans auf tausend Planeten von uns denken, wenn wir zwielichtige Gestalten wie dich an unserer Brust nähren?«

»Das ist mir vollkommen sternschnuppenegal«, erwiderte Bien gereizt. »Ein Himmelsfahrtskommando wie dies und dann noch ohne Service – das ist allein Grund genug für einen unbefristeten Warnstreik. Was ist nun mit dem Zigarillo?«

»Das ist das reinste Gift für dich«, warnte Farrell. »Ich in deinem Alter hätte niemals …«

»Kometenscheiße«, fluchte Bien. »Her damit oder ich kündige. Dann können die Terranauten ohnehin den Laden dicht machen.«

Farrell seufzte, griff in seine Brusttasche und holte zwei der pechschwarzen, selbstgewickelten Zigarillos hervor, die nicht unbeteiligt an seinem Ruhm innerhalb der Terranauten-Bewegung waren.

»Ah«, machte Tormar Bien und paffte eine Rauchwolke gegen die borkige, graugrüne Decke der Steuerzentrale.

Die Zentrale war eine eiförmige Höhlung im Leib des Organseglers. Knotenpunkt des semi-organischen Nervensystems, in das sich die Treiber psionisch einschalten und so mit dem Segler kommunizieren konnten.

»Nun, was hältst du davon?«

Farrell schwieg einen Moment und rauchte genießerisch. Poren

öffneten sich in der Borkendecke und saugten den Qualm ab, filterten die Luft und bliesen neuen Sauerstoff hinein.

»Innerhalb des menschlichen Einflußgebietes«, rekapitulierte Farrell das Ergebnis der zurückliegenden Konferenz auf Shondyke, »gibt es insgesamt sechs Doppelsternsysteme, auf die die Beschreibungen des Orakels zutreffen. Keines wurde besiedelt.«

Bien zuckte die Achseln.

»Das hat nichts zu bedeuten«, warf er ein. »Während des Großen Exodus, der ersten Kolonisationswelle, sind Dutzende Siedlerschiffe verschollen. Mehr als einmal sind Scoutboote in späteren Jahrhunderten auf die Nachkommen dieser gestrandeten, vom Kurs abgekommenen Kolonisten gestoßen.

Denk allein an Cromicron … Die Urenkel der Schiffbrüchigen von der DOLORES OH bekämpften sich wieder mit Pfeil und Bogen, während im Reich die Graugardisten wie die Wahnsinnigen mit Lasern und Nuklearraketen herumschossen.«

»Auf jeden Fall«, sagte Farrell, ohne auf die Bemerkung einzugehen, »ist dieses System funktechnisch tot.«

»Auch das hat nichts zu bedeuten.« Bien blinzelte verschlafen. »Immerhin umkreist ein Planet die beiden Sonnen. Natürlich auf einer recht exzentrischen Bahn, aber innerhalb der Ökosphäre. Die Spektralanalyse der Atmosphäre hat hinreichende Sauerstoffanteile ergeben.

Ich weiß gar nicht, worauf du wartest.«

Das, dachte Farrell bedrückt, weiß ich auch nicht.

Er fühlte sich unwohl. Seit seiner gespenstischen Begegnung mit Max von Valdec – dem Orakel am Rande des Grauen Lochs – begleitete ihn dieses Gefühl.

Es ist die Sorge um David terGorden, sagte er sich. Er schwebt in Gefahr. Er befindet sich in einem alternativen Universum, in dem die Entwicklung anders als in dem unserigen verlaufen ist. In einer Wirklichkeitsebene, in der – wenn die Computeranalysen von Valdecs Orakelspruch zutreffen – die Grauen Garden der bestimmende Faktor im Sternenreich sind.

Ein Universum, beherrscht von den Grauen Garden, die bei uns längst nicht mehr existieren.

Er ist drüben und dieses Drüben ist ganz anders als das Hier und Jetzt. Es ist grau … Grau. So sind die Welten dort.

Die Interpretation klang logisch.

Eine Parallelwelt, in der David terGorden sein paralleles Selbst suchte, um den Weißen Stern zu bilden – den Schlüssel zu der Langen

Reihe der Uralten, dem Interkosmischen Anti-Entropie System, mit dem allein die Nachwirkungen der unseligen Kaiserkraft-Raumfahrt zu neutralisieren waren.

Und auf einem Planeten unter dem Licht einer grünen und violetten Sonne befand sich ein Eingang zu dieser Parallelwirklichkeit.

»Die Chancen«, sprach Torman Bien Farrells Gedanken laut aus, »die Chancen, daß ausgerechnet wir den richtigen Planeten finden, stehen eins zu sechs.

Vielleicht haben Llewellyn und Narda mehr Erfolg.

Oder Jana und die Drachenhexe.«

Bien grinste und sog schmatzend an dem Zigarillo.

»Wie dem auch sei, wir werden es erst erfahren, wenn du dich entschließt, unsere kosmische Flunder höflich zu bitten, diese Welt anzufliegen.«

»Rochen«, sagte Farrell automatisch.

»Bitte?« machte Bien.

»Der Organsegler ähnelt einem Rochen«, erklärte Farrell. »Und nicht einer Flunder.«

Biens Grinsen vertiefte sich.

»Das«, knurrte er selbstzufrieden, »hat nichts zu bedeuten.«

Claude Farrell seufzte und nahm psionisch Kontakt mit dem Bewußtsein des Organseglers auf. Wie immer wurde er freundlich empfangen. Wie immer durchströmte ihn Wärme und Zufriedenheit.

Der Treiber kommunizierte nicht verbal mit dem semiorganischen Raumschiff.

Es war ein Austausch von Bildern und Gefühlen, der nur Bruchteile von Sekunden in Anspruch nahm.

Der Segler reagierte schnell.

Es war ein hybrides Wesen, im Weltraum I und im Weltraum II gleichermaßen Zuhause, und wie ein fliegender Fisch nach dem kurzen Flug über die Wellen des Meeres tauchte er ein in das andere, fremde Kontinuum.

Farrell und Bien waren Treiber.

Sie brauchten nicht in Kältebetten zu schlafen oder fotosensitive Barbiturate zu nehmen wie gewöhnliche, psionisch nicht begabte Menschen, um sich vor den Schimären des Weltraums II zu schützen.

Auf eine Art waren sie genau wie der Organsegler dem Universum neben dem Universum angepaßt.

Sie träumten nur und litten nicht wie Nichtpsioniker an ihrer Stelle.

Farrell träumte von dem Orakel und der Stimme, die ziellos durch den Kosmos tastete. Das Orakel konnte alle Fragen beantworten, nur

nicht die eigenen.

Das Orakel war Max von Valdec, und Valdec war von den Toten auferstanden, zurückgekehrt aus der Zone des Nichts, in die er von dem Realschalter verbannt worden war …

Vielleicht, dachte Farrell, vielleicht um Buße zu tun. Um ein wenig von der Schuld abzutragen, die er auf sich geladen hat. Nun sitzt er im Cosmodrom Vircho-III, verschmolzen mit dem Sessel aus Leder und Stahl, und bittet und fleht um Fragen, damit er seine eigenen, unbeantworteten Fragen vergessen kann …

Torman Bien träumte von dem Alten Wald, von dem Dschungel irgendwo in Richtung Milchstraßenzentrum, der sich wie eine Schale um einen Weißen Zwerg gelegt hatte und das Sonnenlicht trank.

Von den Milliarden und Abermilliarden Pflanzen, die in ihrer Gesamtheit eine Kollektivintelligenz darstellten und von den Uralten des Prä-Universums abstammten.

Dann endete der kurze Transit durch den Weltraum II, und unter dem Organsegler drehte sich grau und grün und schwarz der einzige Planet der Doppelsonne.

Daten strömten in Farrels Bewußtsein.

Der Planet besaß ungefähr Erdgröße und bestand zu sechzig Prozent aus Land und zu vierzig Prozent aus Ozean. Das Meer bildete eine geschlossene Fläche und war schwarz wie die Nacht. Kohlenwasserstoffe, mit einem geringen Anteil H_2O verdünnt. Ein Ozean aus Öl.

Die Landmasse wurde geprägt von unfruchtbaren Ebenen, kargen Hügelländern und tief von Tälern zerfurchten Gebirgen, die sich vor allem an der Küste des öligen Meeres konzentrierten.

Die beiden Polkappen waren nur dünn vereist.

»Ein Metallecho!« sagte Farrell vor Überraschung.

Die quasi-psionischen Sensoren des Organseglers schufen ein wirklichkeitsgetreues, vergrößertes Bild in seinen Gedanken.

Farrell sah einen rötlichen, von großen Ölflecken verschmutzten Strand, sah träge schwarze Fluten und Aufschüttungen, die wie Dämme wirkten, wie Wälle vor den Ausgängen der nahen Talkessel.

Zerbrochen, eingefallen, runzlig wie ein toter Fisch, ruhte ein Berg aus Metall an der Küste des Ölozeans.

Was ist das? vernahm Farrell Biens überraschten Gedankenimpuls. Nur schwer gelang es dem Terranauten, seine Erregung zu unterdrücken.

Ein Kolonistentransporter, entgegnete er auf telepathischem Wege. *Oder besser: Ein Teil eines Transporters. Aus einer frühen, sehr frühen*

Bauserie. Man hat damals fünf oder sechs riesige Container mit Kältekammern, Zusatztriebwerken und einigen Planetenfähren ausgerüstet und um eine Zentraleinheit, einen konventionellen, ionenstrahlangetriebenen Schlepper, gruppiert.

Für diese großen Schiffe war eine Loge von mindestens neun Treibern erforderlich.

Farrell spürte Biens Verblüffung.

Vermutlich, telepathierte er weiter, *ist dies auch einer der Gründe für die hohe Verlustquote dieser Riesenschiffe gewesen. Logen mit über sieben Mitgliedern sind sehr störanfällig …*

Er schwieg eine Weile, um genauer zu beobachten. Dann bestätigte sich seine Vermutung.

Das Wrack dort unten, teilte er Bien mit, *ist nur ein Segment des Kolonistentransporters. Nur ein Container, der mit den schwachen Zusatztriebwerken eine Bruchlandung gemacht hat.*

Und wo, fragte Bien, *sind die anderen Segmente?*

Der Organsegler beantwortete seine Frage.

Das Phantombild des alten Wracks verschwand und machte einer Vision der planetaren Umgebung Platz.

Ein Staubring zog sich wie ein dünner, im Sonnenlicht matt glitzernder Gürtel um den Planeten. Der Segler ortete hier und dort Konzentrationen von Metall und Protop.

Claude Farrell ballte unwillkürlich die Fäuste, als er begriff.

Wahrscheinlich, dachte er bedrückt, hat dieser Planet einst einen kleinen Mond besessen. Als der Transporter aus unerklärlichen Gründen in diesem System den Weltraum II verließ, muß er mit dem Mond kollidiert sein. Der Zusammenprall hat Schiff und Mond pulverisiert.

Nur dem einen Segment ist es geglückt, sich vor dem Aufprall abzukoppeln und auf dieser Welt zu landen.

Torman Bien stimmte ihm lautlos zu.

Und nun?

Schauen wir uns den Planeten von unten an, schlug Farrell vor.

Bien schirmte sich von dem Datenstrom des Organseglers ab. Farrell folgte seinem Beispiel. Eine Weile sahen sich die beiden Männer im angenehmen Zwielicht der Steuerzentrale schweigend an.

»Landen wir bei dem Wrack?« erkundigte sich Bien schließlich, des Schweigens überdrüssig und mit der ihm eigenen Tranigkeit. »Oder wollen wir noch tagelang im Orbit herumkurven?

Das Wrack beweist, daß auf dieser Welt Menschen gelandet sind.

Der Spruch des Orakels! Eine grüne und eine violette Sonne! Ein

Planet, von Menschen besiedelt!

Die kosmische Filzlaus soll mich in meinen Zwickel zwacken, wenn wir hier nicht auf der richtigen Spur sind.«

»Das sind wir auch«, bestätigte Farrell ernst. »Hast du es nicht bemerkt?«

Bien riß die Augen auf. Zum erstenmal, seit Farrell ihn kannte, verlor er etwas von seinem tranigen, verschlafenen Aussehen.

»Was? Was soll ich bemerkt haben?«

»PSI-Strahlung«, sagte Farrell gelassen. »Nein? Das macht nichts. Du bist ja noch jung und lernfähig.«

Bien lächelte verzerrt. »Wie charmant.« Er räusperte sich. »Zeig es mir.«

Und Farrell zeigte es ihm.

Er glitt hinein in die psionische Trance, in das Einswerden mit sich selbst, das ihm die Pforten zu dem Weltraum II öffnete, aus dem er im Austausch gegen seine Lebenskraft PSI-Energie gewann.

Er fühlte Biens mentale Nähe.

Er öffnete weit seinen Geist und lauschte auf das matte, ferne Gemurmel, das telepathische Gewisper am Rande seines Wahrnehmungsbereiches.

Schwächere Impulse gesellten sich hinzu.

Gedanken von Hunderten oder einigen tausend menschlicher Wesen.

Menschen …

Aber nicht von ihnen ging die eigentümliche PSI-Schwingung aus.

Die PSI-Schwingung war dumpf, grummelnd, eigenbrötlerisch, wie das Selbstgespräch eines alten, launischen Mannes am Ende eines langen, heißen Sommertages.

Sie lieferte keine Informationen.

Sie war lediglich da, selbstgenügsam in sich gekehrt, träges Gemurmel ohne Sinn und Zweck.

Farrell lokalisierte mit Hilfe des Organseglers den Ausgangspunkt der PSI-Schwingung.

Es war ein zernarbtes, graues Granitgebirge, das sich trotzig über die Plattheit der nahen öden Ebene erhob; nördlich des Planetenozeans, der Küstenberge und Talkessel, der gewellten Hügelländer.

Das ist das Ziel, dachte Farrell. PSI auf dieser sternverlassenen Welt – was könnte mehr auf David terGordens Anwesenheit hindeuten?

»Aber diese PSI-Schwingung«, sagte Torman Bien laut, »geht nicht von terGorden aus. Sie ist nichtmenschlich. Sie ist fremd. Mir ist so

etwas noch nicht begegnet …«

Farrell erhob sich.

»Wir werden sehen«, entgegnete er ausweichend und näherte sich der scheinbar massiven, borkigen, semi-organischen Wand.

Die Wand klaffte vor ihm wie ein Maul auseinander.

Kontraktionen durchliefen das dunkle Gewebe des Organseglers. Ein schräg nach oben verlaufender Korridor entstand. Die beiden Männer durchmaßen den Gang mit großen Schritten, jeder plötzlich von Eile erfüllt, als hatten sie schon zu lange gewartet.

Flüchtig dachte Farrell an die fünf anderen Teams, die wie er und Bien mit einem Organsegler die infrage kommenden Doppelsternsysteme angeflogen hatten.

Nicht mehr lange, und es würde sich herausstellen, ob Farrell und Bien auf der richtigen Spur waren.

Am Ende des Korridors befand sich eine runzlige Höhle. In der Höhle ruhte eine kleinere, atmosphärentaugliche Version des Organseglers.

Unser Baby, telepathierte Bien spöttisch.

»Soviel zu deinem Sexualverhalten«, konterte Farrell laut.

»Das hat nichts zu bedeuten.« Bien erreichte den kleinen Organsegler, und eine unregelmäßig geformte Einstiegsluke entstand.

Die beiden Treiber erreichten die entsprechend kleinere Ausgabe der Steuerzentrale und ließen sich neben den höckrigen Nervenknoten auf dem braungrünen Boden nieder.

Der Organsegler zitterte leicht. Ein milder Ruck.

Dann das mentale Abbild des Planeten.

Ein gewaltiger Ball, hell gegen die kriegerische Finsternis des Alls, bestrahlt vom Türkislicht der grünen Sonne, meist grau und wächsern weiß, in Äquatornähe – wie ein Geschwür – das Schwarz des Kohlenwasserstoffozeans.

Nur hier und dort, verlegenem, spärlichem Make-up gleich, einige Tupfer Grün von nur wenigen hundert oder tausend Quadratkilometern Ausmaßen.

Der Organsegler tauchte in die Atmosphäre ein.

Er tauchte elegant und genießerisch, mit weitgespannten Rochenschwingen und spitzer, augenloser Schnauze.

Die beiden Männer in der Steuerzentrale spürten nichts von der Reibungshitze. Nichts von den Luftturbulenzen.

Der Segler durchstieß die dünnen, kaum wahrnehmbaren Wasserdampfschwaden in der Stratosphäre und glitt tiefer. Über blaugrünes Hügelland, dann über eine karge Ebene.

Der Sturz wurde schneller.

Ein Gebirge tauchte auf. Verwittert und narbig, mit spitzen Gipfeln und einem roten Baldachin, der über den Bergkämmen schwebte und in den Aufwinden tanzte.

Was ist das? telepathierte Bien erstaunt.

Frage mich doch etwas leichteres, riet Farrell trocken.

Der Sturz des Organseglers ging in einen Gleitflug über. Das Gebirge kam näher und wurde größer.

Netze, dachte Farrell, als das mentale Phantombild, das der Segler projizierte, an Schärfe gewann. Netze, rot wie Blut.

Er lauschte auf das psionische Gemurmel.

Es war lauter geworden, aber es hatte sich nicht verändert. Noch immer drückte es Desinteresse, Selbstzufriedenheit und ab und zu zänkische Verschrobenheit aus.

Der Organsegler wurde langsamer.

Er ritt auf den magnetischen Feldlinien des Planeten, turnte an ihnen wie ein Seiltänzer und schwang sich dann über den roten Baldachin, der stieg und fiel, ganz im Griff der milden Winde.

Eine plötzliche, heftige Bö teilte die Makellosigkeit des roten Daches.

Farrell erhaschte einen mentalen Blick auf die grauen, knorrigen Kämme, und er sah die sonderbaren Geschöpfe, die wie Blutegel an den Gipfeln klebten.

Weiße Geschöpfe. Sie erinnerten an plumpe, zwanzig oder vierzig Meter große Seesterne. Sie klebten am Granit und spönnen unablässig lange Fäden, die in die Höhe drifteten und sich zu Seilen vereinigten, und die Seile stärkten das Netzwerk des Baldachins.

Weber, dachte Farrell. Und von ihnen gehen die PSI-Impulse aus. Sind sie intelligent …? Vielleicht. Aber nicht auf menschliche, sondern auf Weberart.

Und erst dann bemerkte er den ovalen Ring, der über den Bergen hing.

Als hätte jemand mit einem Riesenmesser ein großes Stück aus der Wirklichkeit geschnitten und es durch ein anderes ersetzt.

Der Ring war siebzig Meter breit und besaß einen maximalen Durchmesser von vierzig Metern. Seine Ränder flimmerten. Nur leicht, aber merklich. Durch den Ring konnte man einen Blick auf einen Türkishimmel erhaschen, der so grünlich war wie der Himmel dieses Planeten.

Nur eines störte.

Nur eines rief den Eindruck hervor, hinein in eine andere Welt zu

sehen.

Der Mond.

Ein Mond, der am hellen Tage eine düstere Scheibe war.

Claude Farrell schluckte. Nun hatten sie Gewißheit. Dies war der Trabant, der in diesem Universum bei der Kollision mit dem Kolonistentransporter zerstört worden war.

In dem anderen, parallelen Universum existierte er noch.

Farrell konzentrierte sich und wies den Organsegler an, die ovale Bruchstelle im Gefüge der Wirklichkeit zu durchfliegen.

David! dachte er. Irgendwo dort drüben muß sich David terGorden befinden!

Nicht! erreichte ihn Biens telepathischer Impuls. *Wir wissen nicht, was uns drüben erwartet. Denk an die Warnung des Orakels. An unsere Analysen! Ein Universum, das von den Grauen Garden beherrscht wird! Es ist zu gefährlich! Es* … Zu spät. Graziös schwang der Organsegler bereits herum, erhöhte seine Geschwindigkeit und schoß durch das flimmernde Oval.

Das mentale Gemurmel der Weber brach ab.

Farrell wurde übel, und für einen kurzen, schrecklichen Moment hatte er das Gefühl, von innen nach außen gestülpt zu werden. Er war orientierungslos.

Das Gefühl wich abrupt. Alles war so wie immer.

Unter ihnen erhoben sich die Berge, erstreckte sich die graue Ebene. Und am grünen Himmel, zwei Handbreit unter der Sonne, stand der Mond, den es in ihrem Universum nicht mehr gab.

An den Berggipfeln klebten die Weber und spönnen ihre Netze.

Ohne den Mond hätten die beiden Treiber nicht einmal bemerkt, daß sie sich in einer parallelen Wirklichkeitsebene befanden.

»Geschafft!« sagte Farrell laut. Erleichtert atmete er auf. »Wir haben es …«

Der Treiber kam nicht dazu, seinen Satz zu beenden.

Aus den Spalten des Gebirges griff feurige Helligkeit nach dem Organsegler, verschmorte die semi-organische Außenhaut und verbrannte das komplexe System der Nervenbahnen.

Der Todesschrei des Seglers vermischte sich mit Farrells und Biens entsetzten Rufen.

Laserstrahl! durchfuhr es Farrell. Ein Laserangriff!

Der Segler begann zu stürzen. Der grelle Strahl konzentrierten Lichtes folgte seiner Bahn. Eine fette Rauchwolke hinter sich herziehend, fiel der Segler dem Netzwerk des roten Baldachins und den schroffen Granitkämmen entgegen.

Dann zerplatzte er.

Farrell und Bien wirbelten durch die Luft. Die Helme ihrer Raumanzüge schlossen sich automatisch. Die spitzen Gipfel kamen beängstigend schnell näher.

Und am Fuße der Berge, zwischen dem Geröll, den faust- bis häusergroßen Steinbrocken, blitzte das Metall eines mobilen Computersystems auf.

VI

Wind empfing die Queen Calinca, als sie die Bodenschleuse des Ringos verließ und den Boden des Basisplaneten CC-298 betrat.

Heißer Wind.

Er wehte ihr Staub ins Gesicht. Den Staub der Ebene, die sich öde und farblos um das Stationsgelände erstreckte.

Calinca musterte einen Moment lang die eckigen, nach rein funktionellen Gesichtspunkten errichteten Oberflächenbauten der Basis, den Raumhafen und den nahen Landeplatz der Gleiter.

Niemand konnte ahnen, daß sich unter dem Staub und der Ödnis der Ebene eines der größten Robotfertigungszentren des Sternenreiches verbarg.

Calinca nahm alles in sich auf.

Die fensterlosen Protopgebäude, den schlanken, nadelgleichen Tower, die Schweberkolonne, die sich dem Ringo näherte, das Grün des Himmels und der Sonne, die Scheibe des Mondes.

Die Basis, dachte die Queen, wirkte primitiv.

Mit Absicht.

CC-298 lag am Rande des menschlichen Einflußbereiches, und irgendwo jenseits der unsichtbaren Grenze lagen die Welten der Nichtmenschen.

Potentielle Feinde. Wesen, die nicht erfahren durften, was auf CC-298 wirklich geschah.

Hinter Calinca wurde A-331 von zwei Graugardisten aus dem Ringo getragen. Die Queen schenkte dem bewußtlosen Treiber nur einen flüchtigen Blick.

Offenbar hatte der Weltraum-II-Zwischenfall den Psioniker härter mitgenommen, als es zunächst den Anschein besessen hatte. Kurz nach dem Anlegen des Ringos an der havarierten COSMORAL FAY GRAY war er zusammengebrochen.

Ein Sanitätsschweber summte heran und stoppte. Der Treiber verschwand in dem Spezialfahrzeug und wurde abtransportiert; in den medizinischen Trakt der Basis, der ebenfalls unterirdisch angelegt war.

Der Wind blies stärker und brachte nun auch einen Hauch Feuchtigkeit mit.

Flüchtig erinnerte sich Calinca an die Bemerkung des Ringo-Kommandanten, daß CC-298 in den nächsten Tagen und Wochen der grünen Sonne ungewöhnlich nahe kam. Eine Hitzeperiode war die

Folge, an die sich dann wieder normales Klima anschloß, bis der Planet unter den Einfluß des violetten Sterns geriet und die Temperaturen auf sechzig, siebzig Grad Celsius hochschnellten.

Heiß genug, um die dünnen Polkappen verdunsten zu lassen und die Ebenen, die Hügelländer und Bergtäler mit Regen zu überziehen.

Calinca zuckte die Achseln.

Sie hatte nicht vor, lange auf CC-298 zu bleiben.

Sie war eine Kontrolleuse der Cosmoralität und hatte einen Auftrag zu erledigen.

Ruhig blickte sie dem silbernen, muschelförmigen Schweber entgegen. Die Frau in dem Fahrzeug war ihr bekannt. Sie hatte Fotos gesehen und ihre Akte studiert. Sin Hay, Kommandeuse der Basis CC-298, bildete für Calinca kein Geheimnis.

Der Schweber hielt an.

Sin Hay erwiderte Calincas Blick und neigte grüßend den Kopf. »Queen Calinca, ich heiße Sie im Namen Ardas willkommen.«

Calinca bestieg den Schweber. »Halten wir uns nicht mit Förmlichkeiten auf«, sagte sie scharf. »Ich habe bereits genug Zeit verloren, Queen Sin Hay. Warum wurde die COSMORAL FAY GRAY nach dem Rücksturz aus dem Weltraum II von Ihnen nicht geortet? Das Schiff ist nicht mehr als sechs Lichtstunden vom Doppelsternsystem rematerialisiert.«

Sin Hay setzte den Schweber in Bewegung und steuerte das Hauptgebäude der Basis an; ein ungefüger Klotz aus makellos weißem Protop, der in seiner massiven Rohheit an einen Bunker erinnerte.

»Die Alpha-Kodierung, der CC-298 unterliegt«, erwiderte Sin Hay mit ihrer angenehmen dunklen Stimme, »verbietet jede überflüssige Fernortung. Offiziell ist CC-298 nichts weiter als ein kleiner, bedeutungsloser, vorgeschobener Posten der Garden. Die Tarnung darf nicht gefährdet werden.«

Plausibel, dachte Calinca.

Gleichzeitig empfand sie diffuse Verärgerung. Ihre Frage war überflüssig gewesen. Keine Graue stellte überflüssige Fragen.

Vielleicht, dachte Calinca, erging es ihr wie dem Treiber A-331. Vielleicht machten sich die Nachwirkungen der Notentfrostung erst jetzt bemerkbar.

Die Kontrolleuse räusperte sich.

Sie beschloß, unverfänglichere Themen anzuschneiden, bis sie die unterirdischen Fabrikkomplexe und Laboratorien erreichten.

»Wird der Klimawechsel Ihre Arbeit beeinträchtigen?«

Sin Hay lehnte sich zurück. Ein milder, süßer Duft ging von ihrem

schwarzen Haar aus. Parfüm. Der Hinweis in Sin Hays Datenakte auf leichte exzentrische Neigungen gewann nun an Klarheit.

Aber, durchfuhr es Calinca, Sin Hay war die Kommandeuse einer wichtigen Basis und besaß einflußreiche Gönner in der Cosmoralität. Wie es hieß, sollte Chan de Nouille persönlich, die Herrin der Garden und des Sternenreiches, Sin Hays Ernennung vorgeschlagen haben.

Also war Rücksichtnahme angebracht.

Auch eine Kontrolleuse mit nahezu unbegrenzten Vollmachten konnte es sich nicht leisten, eine einflußreiche, mächtige Frau wie Sin Hay zu düpieren.

»Es wird heiß werden«, bestätigte die Kommandeuse nüchtern. »Es wird Regen geben. Ich kenne das Szenario der Exometeorologen. Die Polkappen schmelzen. Stürme entstehen. Wolkenbrüche überschwemmen die Ebenen. Wir sind noch nicht lange genug auf CC-298, um praktische Erfahrungen zu besitzen, aber die Informationen genügen.

Es besteht kein Grund zur Besorgnis.

Zudem befinden sich alle wichtigen Anlagen, wie Sie wissen, unter der Erde.«

Das Hauptgebäude kam näher.

Der Schweber, von dem Autopiloten sanft, fast künstlerisch gesteuert, scherte nach links aus und glitt über die breite Straße, die den oberirdischen Bautenkomplex ringförmig umgab.

»Was geschieht mit der COSMORAL FAY GRAY?« wollte Calinca wissen.

»Die Containerschlepper der Mondbasis«, antwortete Sin Hay bereitwillig, »werden sich um das Schiff kümmern. Die Mondbasis ist hervorragend ausgerüstet. Man wird das Schiff überholen, die Speicherelemente austauschen und sogar den Mistelvorrat ergänzen.«

Die Kommandeuse drehte den Kopf und sah Calinca ausdruckslos an.

»Allerdings bin ich nicht in der Lage, eine neue Treiber-Loge zu stellen. Sie werden das nächste Kurierboot abwarten müssen, um zur Erde zurückkehren.«

Calinca nickte. Sie hatte nichts anderes erwartet.

»Wann trifft es ein?«

»In zwei Erdwochen.«

Der Schweber stoppte vor dem geschlossenen Eingang des Hauptgebäudes; das Stahlprotoptor besaß zwei Flügel und war groß genug, um selbst einem Gleiter den Durchflug zu gestatten.

Erst jetzt konnte Calinca die Größe des Protopwürfels richtig

abschätzen; eine Seitenlänge von fast hundert Metern. Es ließ die anderen Bauwerke wie Zwerge erscheinen. Und es war fensterlos. Ein weißer, mächtiger, erdrückender Koloß.

»Die Stürme«, sagte Sin Hay, als hätte sie Calincas Gedanken gelesen. »Die übrigen Gebäude bestehen aus Spezialmaterial und können Windgeschwindigkeiten bis zu achthundert Kilometern pro Stunde widerstehen. Sie sehen, wir sind auf alles vorbereitet.«

Calinca sagte nichts.

Knirschend öffnete sich das große Tor. Gelbes Licht vermischte sich mit der grünlichgrauen Helligkeit des Tages.

Der Schweber nahm Fahrt auf, glitt in eine hohe, antiseptisch saubere Halle und steuerte den Lastenlift an, dessen große Röhre sich im Hintergrund erhob.

Rechts parkten zwei Dutzend andere Schweber. Einige Mechaniker waren mit ihrer Wartung beschäftigt.

Calinca musterte die Graugardisten. Sie arbeiteten schnell, konzentriert, und kein Handgriff war überflüssig. Gutes Personal. Natürlich. Für Basen wie 00-298 stellte die Cosmoralität nur das Beste vom Besten zur Verfügung.

»Ich hörte«, murmelte Sin Hay, als der Schweber die Liftplattform erreichte und erneut stoppte, »daß einer Ihrer Treiber den Zwischenfall im Weltraum II überlebt hat.«

»Ein Mann namens A-331«, bestätigte Calinca gleichmütig. »Er besitzt ein hohes PSI-Potential. Er ist psychisch ein wenig angegriffen, aber das ist kein Wunder. Und er lebt. Vermutlich haben ihn seine stark ausgeprägten psionischen Fähigkeiten vor dem Wahnsinn bewahrt.«

Der Schweber sank nach unten.

»Man hört«, fuhr Sin Hay scheinbar unbeteiligt fort, »daß die Schiffsverluste in den letzten zwei Jahren überproportional gestiegen sind. Halten Sie es für möglich, daß wir es mit einem versteckten Angriff der Extraterrestrier zu tun haben?«

Calinca runzelte die Stirn.

Neugierde, dachte sie. Ein seltsamer Charakterzug für eine hochrangige Queen.

»Uns hat die offizielle Interpretation der Cosmoralität noch nicht erreicht«, fügte Sin Hay schnell hinzu, als sie Calincas Irritation bemerkte.

»Ich verstehe.« Die Kontrolleuse dachte kurz nach. »Die Cosmoralität ist der Auffassung, daß noch keine schlüssigen Beweise vorliegen, um eine derartige Theorie zu stützen. Die Cosmoralität ist

allerdings besorgt über die zunehmenden Ausfälle und den entsprechenden Verlust an ausgebildeten Treibern.

Aus diesem Grund sind verschiedene Schritte eingeleitet worden, die aber sämtlich der Geheimhaltung unterliegen.«

»Selbstverständlich«, sagte Sin Hay.

Immer tiefer sank der Schweber, ließ Stockwerk um Stockwerk über sich zurück.

»Allerdings«, fuhr Calinca nach einer Kunstpause fort, »rechnet die Cosmoralität innerhalb der nächsten vier Jahre mit einem bewaffneten Konflikt zwischen dem Sternenreich und dem extraterrestrischen Volk, dessen Vertreter sich selbst als *Mushni* bezeichnen.

Der Expansionskeil der derzeitigen Kolonisationswelle reicht tief in die stellaren Gebiete hinein, in denen die Scoutschiffe verstärkt auf die PSI-Schalen der Mushni gestoßen sind.«

Sin Hay schwieg.

Ihrem Gesicht war nicht anzusehen, was sie dachte.

»Deshalb Ihre Inspektion«, stellte sie fest.

»Deshalb meine Inspektion«, bestätigte Calinca. »Die Cosmoralität verlangt einen Bericht über Ihre Fortschritte in Entwicklung und Produktion der AMCS-Waffe.«

Der Lastlift kam zum Stillstand.

Vor ihnen erstreckte sich ein breiter, hell erleuchteter Korridor. An der rechten Seite führten Flüssigkristallbänder entlang. Sie waren bunt wie die Farben eines Regenbogens. Der Mittelstreifen und die linke Seite waren Schwebern und den schmalen, motorradähnlichen Elektromobilen vorbehalten, die den Verkehr in den weitverzweigten Komplexen der unterirdischen Produktionsstätten aufrechterhielten.

Der Schweber glitt von der Liftplattform und summte stetig schneller werdend durch den breiten Tunnel.

Das Gebrumm unsichtbarer, großer Maschinen empfing die beiden Frauen. Trotz der Leere atmete der Korridor hektische Aktivität aus. Eine Aktivität, die sich im Vibrieren des Bodens, im Ozongeruch der Luft und dem gedämpften Lärm der Fabrikationssäle verriet.

»CC-298«, sagte die Queen Sin Hay, »wurde aus mehreren Gründen von der Cosmoralität als Produktionszentrum der AMCS-Waffe bestimmt.

Zunächst wegen der stellaren Nähe zu den Herrschaftsgebieten der Außerirdischen. Wenn es zum Krieg kommt, wird CC-298 den Kampfflotten als Reparatur- und Versorgungsbasis zur Verfügung stehen.

Die Anlagen sind inzwischen ausgebaut. Sie sind leistungsfähig

genug, um pro Tag zehntausend AMCS-Einheiten zu produzieren.

Der zweite Grund ist die Rohstoffarmut des Planeten – so widersprüchlich dies auch klingen mag. CC-298 besitzt kaum Erzvorkommen. Die hohen Kosten für die regelmäßigen Rohstofftransporte werden aber durch den Zuwachs an Sicherheit ausgeglichen.

Niemand wird CC-298 für eine Industriewelt halten.«

Calinca wölbte die Brauen.

»Aber die Rohstofftransporter … Sie müssen Aufsehen erregen«, wandte sie ein.

»Außer Erz«, erläuterte die Kommandeuse ruhig, »liefern Sie auch Material zur Terraformung. Pflanzensamen, widerstandsfähige Baumschößlinge, Maschinen zur Landschaftspflege, Pump- und Bewässerungssysteme und so weiter. Auf der anderen Seite des Planeten verwandelt sich CC-298 in einen Garten.

Das muß jedem Kundschafter die laufenden Transporte schlüssig erklären.«

Sie gelangten in eine weitläufige Halle, von der zahllose weitere Tunnel ausgingen. Der Schweber stoppte, und Calinca und Sin Hay stiegen aus.

Die Kommandeuse näherte sich einem Schott, vor dem zwei Graugardisten postiert waren.

Ihre Laserkarabiner waren entsichert.

Drohend und rötlich funkelten die Fokuskristalle.

Die Wächter traten zur Seite, und das Schott öffnete sich.

»Treten Sie ein, Kontrolleuse«, forderte Sin Hay Calinca auf. »Wir haben alles für Sie vorbereitet.«

Wortlos schob sich Calinca an der um einen Kopf größeren Frau vorbei. Der Raum war hell und antiseptisch wie alles im unterirdischen AMCS-Produktionszentrum.

Bis auf das AMCS war er leer.

Nur an den Wänden zogen sich Monitorreihen und eine verwirrende Vielzahl diodenbesetzter Schalttafeln entlang.

Calinca blieb stehen, verschränkte die Arme und betrachtete stumm das AMCS.

Das AMCS war groß wie ein durchschnittlicher Mensch. Es ähnelte einem silbernen Metallkegel, dessen Grundfläche einen Durchmesser von zwei Metern besaß. Ungefähr ein Dutzend multifunktioneller Extremitäten waren ringförmig über den Metallkörper verteilt.

Das AMCS wirkte kalt, brutal, unüberwindlich.

»Dies«, sagte die Queen Sin Hay laut und trat neben Calinca, »ist

Modell 23 aus der Entwicklungsreihe der Armierten Mobilen Computer-Systeme. Es ist das neueste Modell und voll ausgereift.

AMCS-23 ist mit einem miniaturisierten Energiespeicherelement ausgerüstet, das eine Kapazität von einhundert Stunden Dauerbelastung besitzt. Das magnetohydrodynamische Triebwerk verleiht dem AMCS eine Höchstgeschwindigkeit von rund fünfhundert Kilometern pro Stunde.

Defensivwaffen sind ein Prallfeldgenerator, ein Dämmerfeldprojektor und ein Nebelwerfer. Der Anti-Ortungs-Nebel reflektiert alle uns bekannten Tastersysteme.

Die Offensivwaffen bestehen aus Laser- und Stunnerstrahlen, einem Raketenwerfer, der sowohl konventionelle als auch Neutronenmunition verschießen kann, und diversen Giftgas- und Explosionsgranaten.« Sin Hay lächelte schmal.

Das Lächeln einer Grauen angesichts einer perfekten Maschine.

»Die Entwicklung der AMCS«, fuhr die Kommandeuse fort, »wurde von der Cosmoralität in Auftrag gegeben, als die Szenarios ergaben, daß bei einer gleichbleibenden Ausbreitungsgeschwindigkeit des Reichsgebietes früher oder später kriegerische Konflikte mit Extraterrestriern nicht zu vermeiden sind.

Die AMCS sind kein Ersatz für die Grauen Garden. Doch in einem Krieg muß mit hohen Verlusten gerechnet werden. Die AMCS werden die Landungstruppen der Garden verstärken, an vorderster Front kämpfen und so die Verluste verhältnismäßig klein halten.« Calinca sagte nichts.

Wie jede Graue stand sie Kampfmaschinen sehr reserviert gegenüber.

Allein die Existenz der AMCS rüttelte an dem Selbstverständnis der Grauen. Die Soldaten der Garden waren durch die Gehirnoperation selbst in etwas Maschinenhaftes verwandelt worden. Sie hatten dadurch einen Großteil ihrer Gefühle verloren, aber an Reaktionsgeschwindigkeit, Härte, Mut und Gleichgültigkeit gegenüber dem Tode gewonnen.

»Haben Sie Versuche mit Gardisten gemacht?« fragte Calinca.

Sin Hays schmales, kühles Lächeln verstärkte sich um eine Spur.

»Natürlich, Kontrolleuse.

Von hundert Auseinandersetzungen gewannen die AMCS dreiundvierzig.«

Calinca fuhr zurück.

»Das ist ein hoher Wert«, murmelte sie. »Ein ungewöhnlich hoher Wert.«

»Die Mikroelektronik«, entgegnete Sin Hay, »hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Irgendwann wird es AMCS mit einer Erfolgsquote von hundert Prozent geben.«

Calinca kniff die Lippen zusammen.

Und dann, dachte sie, dann werden die Grauen Garden tatsächlich überflüssig. Dann werden keine menschlichen Soldaten mehr gebraucht. Maschinen bilden die Legionen, und Maschinen marschieren in den Kampf.

Sin Hay mußte ihren Gedankengang erahnen, denn sie sagte fast beruhigend: »Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Und wenn es dazu kommt, wird sich die Struktur der Grauen nur verändern.

Queens werden dann über Funk die Einsätze der AMCS steuern und so indirekt an den Kämpfen weiter beteiligt sein. Die fortentwickelten Konzilskammern mit ihren supersensorischen, holografischen Übertragungsmöglichkeiten werden den Queens ein Abbild des Schlachtfeldes liefern, das sich in keinem Detail von der Wirklichkeit unterscheidet.

In keinem … Das heißt – in einem.

Die AMCS«, murmelte Sin Hay, »können vernichtet werden, doch die Queen wird überleben und das Kommando über eine neue Legion Maschinen übernehmen.«

Calinca schwieg.

Sie bemerkte das matte Glitzern in Sin Hays Augen, und sie begriff nun, warum die Cosmoralität diese Frau zur Kommandeuse von CC-298 gemacht hatte.

Sin Hay war von den AMCS überzeugt.

Fanatisch überzeugt.

Durch ihre Energie, ihren Glauben trieb sie die Entwicklung voran – und zwar viel schneller als jeder Bürokrat.

»Es ist gut«, sagte Calinca. »Haben Sie die Unterlagen für die Cosmoralität fertig?«

Sin Hay nickte.

»Entwicklungsberichte, Testergebnisse, Produktionsziffern, diverse strategische Szenarien. Auf Mikrofilm gespeichert. Genug Material, um die Cosmoralität von unserer Arbeit zu überzeugen.«

»Ausgezeichnet.« Calinca rieb über ihre Stirn. Plötzlich fühlte sie Müdigkeit. Eine bleierne Schwäche, die ihren Ursprung in ihrem Kopf hatte und sich über ihren ganzen Körper ausbreitete.

Sie konzentrierte sich auf die autogene Biokontrolle, und die Erschöpfung verflog.

Aber Calinca wußte, daß sie nicht ungestraft Raubbau mit ihrem

Organismus treiben konnte. Sie mußte sich ausruhen, mußte schlafen …

Später, dachte sie. Zuerst die Arbeit.

»Ich möchte die AMCS unter Gefechtsbedingungen testen«, wandte sie sich an Sin Hay. »Ist dies möglich? Und wann?«

»Sofort, wenn Sie möchten«, erklärte Sin Hay selbstzufrieden. »Derzeit findet ein Test des Modells 23 im Berggebiet statt. Wo alle Tests durchgeführt werden.«

Ein Schatten glitt über das Gesicht der Kommandeuse.

»Damit kommen wir auch zum nächsten Punkt.«

»Der Bruchstelle«, sagte Calinca. »Ich kenne den Bericht.«

Sin Hay winkte ihr zu, und die beiden Frauen verließen den Raum.

»Die Bruchstelle«, erläuterte Sin Hay sachlich, »wurde vor sieben Wochen während eines Tests entdeckt. Es handelt sich dabei um ein Oval von siebzig Metern Länge und maximal vierzig Metern Durchmesser.

Die Bruchstelle ist ein Tor in eine andere Welt. In eine Parallelwelt.«

Calinca hörte emotionslos zu.

»Auf der anderen Seite liegt ein Planet, der CC-298 bis ins winzigste Detail gleicht. Nur zwei Unterschiede gibt es. Zum einen besitzt diese Parallelwelt keinen Mond. Und zum anderen ist sie bewohnt.«

»Bewohnt?«

Sin Hay winkte ab.

»Die Population ist gering. Vermutlich sind es nicht mehr als zehntausend oder fünfzehntausend Menschen. Sie besitzen nur eine primitive Kultur. Keine technische Zivilisation. Wir haben ein Raumschiffswrack entdeckt. Möglicherweise handelt es sich bei ihnen um die Nachkommen von Schiffbrüchigen.«

Die beiden Queens stiegen wieder in den Schweber.

»Eine Patrouille«, fuhr Sin Hay fort, »hat eine Eingeborene aufgegriffen. Kurz vor Ihrer Landung, Kontrolleuse. Wollen Sie bei dem Verhör zugegen sein?«

»Gewiß«, sagte Calinca.

Sie zögerte. Der Schweber summte durch die Tunnel und näherte sich dem Lastenlift.

»Was ist mit diesem Mann?« fragte sie dann. »Mit dem Fremden, von dem in Ihrem Bericht an die Cosmoralität die Rede war?«

»Ja, der Fremde …«

Calinca war eine Graue mit reduzierten Gefühlen, doch ihr entging die plötzliche Besorgnis nicht, die Sin Hays Tonfall ausdrückte.

»Der Fremde«, murmelte Sin Hay, »stammt von drüben, aus dem

parallelen Universum. Er erschien kurz nach der Stabilisierung der Bruchstelle.

Die AMCS entdeckten ihn und griffen ihn an, bevor die Queen, die den Test leitete, etwas unternehmen konnte. Der Fremde« – Sin Hays madonnenhaftes Antlitz wurde düster – »der Fremde hat binnen weniger Sekunden sieben AMCS des Modells 23 vernichtet.«

Calinca wölbte die Brauen.

»Vernichtet?« echote sie.

»Der Fremde ist ein Treiber«, fuhr die Kommandeuse fort. »Ein Treiber mit einem extrem hohen PSI-Potential. Wir haben ihn einen ganzen Erdtag lang gejagt, ehe es uns gelang, ihn mit einem Stunnerschuß auszuschalten.

Er ist ein Treiber – aber er trägt kein elektronisches Stigma.«

Kein Stigma? dachte Calinca verwirrt. Bedeutet dies, daß in diesem Paralleluniversum die Treiber noch frei sind? Unmöglich! Keine Cosmoralität – ob in diesem oder in einem anderen Universum – kann diesen Psionikern Gedankenfreiheit erlauben, ohne daß es zu Aufständen, Rebellionen kommt …

Die Folgerung war logisch.

Calinca fröstelte.

Die Folgerung war absurd, entsetzlich und obszön.

Die Tatsache, daß der fremde Treiber aus der alternativen Wirklichkeit kein elektronisches Stigma trug, bewies zweifelsfrei, daß jenseits der Bruchstelle die Grauen Garden nicht die Herrschaft über das Reich ausübten.

»Sie wissen, was das bedeutet. Sin Hay?« Calinca sah die Kommandeuse forschend an.

»Unsere Vermutungen sind identisch«, nickte Sin Hay. »Deshalb habe ich auch sofort per Kurier die Cosmoralität von dem Zwischenfall unterrichtet.«

»Eine kluge Handlungsweise«, lobte Calinca.

Und sie dachte: Die große Graue muß sich darum kümmern. Es muß etwas geschehen. Es geht nicht an, daß ein ganzes Universum ohne die segensreiche stählerne Faust der Garden existiert.

»Bringen Sie mich zu dem Fremden«, verlangte Calinca barsch. »Jetzt.«

»Ich höre und gehorche«, sagte die Queen Sin Hay.

Der Lastenlift tauchte vor ihnen auf. Der Schweber glitt auf die Plattform und wurde in die Höhe getragen.

»Sofort nach seiner Gefangennahme«, erklärte Sin Hay, »haben wir den Fremden mit Barbituraten und nullpsionischen Medikamenten

betäubt. Ich glaube nicht, daß er in diesem Zustand noch eine Gefahr darstellt, doch sein psionisches Potential …

Nun, es ist tatsächlich extrem hoch.

Bei uns dürfte er in die A-Kategorie gehören.«

Calinca rieb ihre Augen. Trotz der autogenen Biokontrolle war ihre Müdigkeit zurückgekehrt.

»Haben Sie ihn schon verhört?«

»Nein.« Die Kommandeuse schüttelte den Kopf. »Wir wollten Ihre Ankunft abwarten. Und es erschien uns zu riskant, ein derartiges PSI-Talent aus der nullpsionischen Betäubung aufzuwecken.

Zudem war ich der Ansicht, daß dies ein Problem von derartigen Dimensionen ist, daß die Cosmoralität die Entscheidung treffen muß.«

»Sie haben recht«, bestätigte Calinca. »Sie haben sehr umsichtig gehandelt. Ich werde das in meinem Bericht vermerken.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Sin Hay höflich.

Die Liftplattform erreichte wieder die Erdgeschoßebene mit der Schweberhalle. Sin Hay und Calinca stiegen aus dem Fahrzeug und betraten durch eine Tür das Innere des Würfelgebäudes. Auch hier weiße, hell erleuchtete Korridore.

»Haben Sie die Bruchstelle abgesichert?« wollte Calinca wissen.

»Durch zwanzig AMCS und ein Team der Garden.«

»Gut.« Calinca lächelte schmal. »Vielleicht kommen noch mehr Besucher. Vielleicht ist das Auftauchen des Fremden nur der Beginn einer Invasion. Einer Treiberinvasion.«

Sin Hay zuckte die Achseln.

»Sie können die Bruchstelle nachher selber in Augenschein nehmen.«

Ein Pneumolift trug sie nach oben, und das Gespräch der beiden Frauen erstarb.

Weitere Korridore. Queens und Gardisten, einige Technos in den charakteristischen grünen Monturen. Keiner von ihnen sagte etwas. Nur die hastigen Schritte und die Atemzüge erfüllten die Stille der Gänge.

Calinca war damit vertraut.

Unter den Grauen fiel selten ein überflüssiges Wort. Nur was notwendig war, wurde gesagt.

Am Ende eines Ganges standen vier Gardisten. Sie waren ebenfalls mit Laserkarabinern bewaffnet. Die Fokuskristalle glühten, und die Augen der Wächter verrieten, daß ihnen nichts entging.

Die Grauen bewachten ein Stahlschott.

Sin Hay machte eine entschuldigende Geste.

»Wir sind nicht auf Gefangene eingerichtet«, erklärte sie fast bedauernd. »Wir haben den Fremden und du Eingeborene in die Erholungsräume der Technos einsperren müssen.«

Calinca ging nicht auf die Bemerkung ein.

Mit einem Wink bedeutete Sin Hay den Gardisten, das Schott zu öffnen. Die Verriegelung knackte, als sie sich löste, und die Pforte glitt in die Wand.

Vor Calinca breitete sich die Ebene aus. Öde und grau wie die Herzen der Gardisten und überwölbt vom Türkishimmel, an dem die grüne Sonne langsam dem Horizont entgegensank.

Der in rot gehaltene Boden des Raumes schien wie ein geländerloser Balkon über die Ebene zu ragen.

Transparente Protopwände, dachte Sin Hay nüchtern.

Sie folgte Sin Hay in den Raum und erwartete unwillkürlich, den heißen, feuchten Wind zu spüren.

In der Mitte des Raums stand ein Bett.

Kein gewöhnliches Bett. Am Kopfende war eine Diagnosemaschine installiert, die mit zahllosen Elektroden und Schläuchen mit dem Schlafenden verbunden war.

»Wir ernähren ihn künstlich«, teilte Sin Hay mit. »Der Diagnoster überwacht zudem laufend die Körperprozesse und die psychische sowie die psionische Aktivität. Der Diagnoster ist an den Basisrechner angeschlossen.

Wenn etwas Ungewöhnliches geschieht, wissen wir sofort Bescheid.«

Stumm trat Calinca an das Bett und sah den Fremden an.

Er kommt aus einer Parallelwelt, einer alternativen Wirklichkeit, dachte sie.

Calinca musterte den Mann. Ihre Blicke wurden sofort von dem seltsamen Medaillon angezogen, das der Fremde an einer Kette um den Hals trug.

Ein Kristall.

Ein roter Kristall, der im Licht der untergehenden Sonne geheimnisvoll glitzerte.

Dann betrachtete sie das Gesicht.

Das jungenhafte, hübsche Gesicht, das selbst im Schlaf nicht ganz entspannt wirkte. Und die blonden Haare.

Blonde Haare.

Der fremde Mann aus der parallelen Wirklichkeit besaß unverkennbare Ähnlichkeit mit A-331, dem überlebenden Treiber aus der Loge der COSMORAL FAY GRAY.

Und je mehr Calinca ihn ansah, desto stärker würde der Eindruck.

Nur das elektronische Stigma fehlte.

Der Mund, die Nase, die Form des Kinns und die Farbe der Haare … alles war identisch.

Sin Hay warf ihr einen prüfenden Blick zu.

»Was haben …«, begann die Kontrolleuse, doch plötzlich dröhnte der Alarm auf.

Niederfrequentes, dumpfes Brummen, das in allen Nerven vibrierte.

Sin Hays Communer piepste.

Die Kommandeuse führte das silberne Armband an ihr Ohr. Sie lauschte, und ihr Gesicht wurde hart.

»Was ist?« stieß Calinca hervor.

»Soeben«, sagte Sin Hay und senkte langsam wieder den Arm, »sind zwei weitere Fremde durch die Bruchstelle gefallen. Die AMCS greifen sie an.«

VII

Es war ein Traum.

Ein Alptraum.

Zwielichtig wie die lange Morgendämmerung des Erstsommers.

Grausig wie das Summen und Knirschen der Grasschreckenschwärme, die sich bald aus dem Eis des Poles erheben und wie eine gefräßige Naturgewalt über die Ebenen, die Hügelländer und Täler kreisen würden.

Nur Gestein blieb von den Grasschrecken verschont.

Was die rotgepanzerten Insekten nicht fraßen, wurde von den Wolkenbrüchen fortgespült.

Sayrin schluchzte.

Sie war jung und ein Mensch und kein Mensch brauchte sich seiner Tränen zu schämen.

Die Weber weinten nicht. Die Huftiere waren zu dumm, um auch nur an Tränen zu denken. Und die Grasschrecken kannten keine Traurigkeit.

Demnach war das Weinen ein Vorrecht des Menschen, und so vergoß Sayrin die Tränen, und es tat gut und linderte den Schmerz in ihrem Herzen.

In einer Ecke hatte sie sich zusammengekauert.

Die Wand in ihrem Rücken war rot wie der Boden unter ihr. Wenn sie den Kopf hob, sah sie die Ebene. Vor ihr war eine Wand, die keine Wand war. Sie war unsichtbar. Aber man konnte sie berühren.

Sayrin hatte sich in die Tiefe stürzen wollen. Der graue Mann war mit ihr zu anderen grauen Männern und grauen Frauen gegangen, und man hatte ihr Nadeln in die Haut gesteckt, in Räumen, die kalt waren wie die Augen der Grauen, und man hatte über sie gesprochen, mit harten, abgehackten Worten, die sie nicht verstand.

Und nun war sie in diesem unheimlichen Zimmer.

Sie war gefangen. Kein Calhare ertrug es, gefangen zu sein, und so hatte sie sich hinunterstürzen wollen, der Ebene entgegen, die fünfzig oder hundert Mannslängen tiefer lag.

Mit dem Kopf, mit ihrem ganzen Körper war sie gegen die unsichtbare Wand geprallt und zurückgeschleudert worden.

Erde, ferne Erde! dachte Sayrin, während ihre Tränen allmählich versiegten und ihre Schluchzer leiser wurden.

Erde, ferne Erde, was ist dies nur für ein Land, wo ein Mond am

Himmel steht, obwohl es ihn gar nicht gibt? Wo die Menschen grau und kalt sind und andere Menschen einsperren?

Sayrin fand keine Antwort.

Sie fühlte sich dumm wie ein Huftier. Sie hatte Angst. Sie hatte Hunger.

Sie umklammerte das Netz des Webers, das das einzig vertraute Ding in dieser grauen, kalten Fremde war, und sie dachte an Zuhaus.

An das Devries-Tal. An die Schilfhütten und an die großen Feuer, um die sich ihre Geschwister und Freunde versammelten, wenn der Tag wich und die lange, blasse Morgendämmerung die lächerliche, kurze Nacht verdrängte.

An die Gerberei.

An die Ställe mit den Huftieren.

An das Schlachthaus und an die Felder im Zentrum des Tales, dort, wo der Boden vom Dünger der Grasschrecken am fruchtbarsten war. An den Mais, der kein Mais war, und an die violetten Kartoffeln.

An die Höhlenöffnungen in den Felswänden des Tales. An die großen Höhlen, in die sich die Menschen und die Huftiere zu den Mittenzeiten zurückzogen.

Die Eingänge wurden zugemauert und mit Huftierfett abgedichtet, damit kein Wasser hineindrang und die Menschen elend ersäufte.

Damit keine Grasschrecke Einlaß fand.

Daheim …

Aber das Zuhause war fern, lag jenseits der Ebene, der Hügelländer. Und Sayrin war gefangen. In einem Raum, dessen Wände man nicht sehen konnte, die aber hart wie Fels waren.

Wie soll ich heimkehren, dachte Sayrin verzweifelt, ohne Huftier? Huftiere sind dumm, furchtbar dumm, aber sie sind schnell. Viel schneller als ein Mensch. Ohne Huftier werde ich nie vor dem Ausschwärmen der Grasschrecken das Devries-Tal erreichen.

Sie nickte.

Auf der Ebene werden die Grasschrecken mich überraschen. Oder in den Hügelländern. Sie werden mich sehen und trotz der Webernetze, die sie verschlungen haben, wird ihr Hunger noch gewaltig sein.

Die Grasschrecken werden mich verspeisen.

Nichts wird von mir übrigbleiben.

Sayrin schauderte, und eine Träne tropfte aus ihrem linken Auge auf den roten, warmen Boden.

Mißtrauisch beäugte sie das seltsame Bett, das mitten im Raum stand.

Es bestand nicht aus Schilf. Es bestand aus Metall. Aus *Metall!* Die

grauen Menschen waren ungeheuer reich.

Vielleicht, durchfuhr es Sayrin, vielleicht hat der Reichtum sie so hart und kalt gemacht. Reichtum ist sündig. Reichtum verdirbt. Die Ahnen haben mit dem *Boot* die Erde, die ferne Erde aus diesem Grund verlassen.

Ein schrecklicher Verdacht kam dem Mädchen.

Ob die grauen Menschen von der Erde kommen? fragte sie sich. Es ist möglich. Der Reichtum, die silbernen kleinen Häuser, die fliegen können …

Sayrin blickte hinaus, betrachtete die Ebene, die grüne Sonne, die fast schon den Horizont erreicht hatte und die jetzt größer war als zu Beginn des Erstsommers, und den Mond, die dunkle Scheibe am Türkishimmel.

Ein violetter, bleicher Schimmer schlich sich in das Grün. Die Nacht war nicht mehr fern. Bald würde es dämmern. Vierzehn Stunden Morgengrauen.

Ein Morgengrauen, der den Beginn der Mittenzeit ankündigte.

Und die Mittenzeit brachte den Regen, die Grasschrecken. Ob die grauen Menschen von den Grasschrecken wußten? Ob sie wußten, daß sie vor den rotgepanzerten Insekten selbst in ihren wunderbaren Häusern nicht sicher waren?

Sicherheit gab es nur in den Höhlen.

Nur Fels hielt die Grasschrecken ab.

Sayrin fror, und sie kauerte in der Nische und starrte das Metallbett an, die weiße Decke, die sich so zauberhaft weich angefühlt hatte, das Kissen, in das man fast versinken konnte.

Sayrin mißtraute dem Bett.

Es war kein richtiges Bett. Es war ein Bett für graue Menschen, nicht für eine Calhare.

Sie kauerte in der Nische und spürte, wie die Müdigkeit ihre Lider schwer machte. Der Schlaf war ihr willkommen, denn so konnte sie vergessen, gefangen zu sein, in einem Raum mit durchsichtigen Wänden und mit einem Boden so rot wie ein Grasschreckenpanzer.

Sayrin schlief ein.

Sie schlief und sie träumte.

Doch der Traum war so fremd wie alles, was sie in den letzten Stunden erlebt hatte.

Sie träumte, und im Traum sah sie einen Mann. Der Mann war kein Calhare. Aber er war nicht grau. Er war jung, und er besaß gelbes Haar, und sein Gesicht war offen und sein Blick war bittend.

Um den Hals trug der Mann ein Amulett, so wie Sayrin ein Amulett

trug.

Doch dieses Amulett war rot und bestand aus Kristall.

Hörst du mich, Sayrin? flüsterte der Mann ihr im Traum zu.

Sayrin antwortete nicht. Sie stellte sich dumm wie ein Huftier und schwieg wie die Ebene. Dieser Mann, so wußte sie plötzlich, gehörte nicht hierher.

Nicht in diese Welt.

Nicht in dieses Dasein.

Er war noch fremder als die grauen Menschen, denn etwas an ihm war anders. Ganz und gar anders.

Und sein Amulett, der rote, funkelnde Kristall, machte ihr Angst.

Macht lag in diesem Amulett verborgen. Eine Macht, die ihr Begriffsvermögen überstieg und sie sich zurückziehen ließ.

Bleib, bat der Mann im Traum. *Bleib, Sayrin, geh nicht fort. Ich brauche dich. Ich brauche deine Hilfe.*

Sayrin gab keine Antwort.

Wie konnte sie ihm Hilfe geben, wo sie doch gefangen war? Sie besaß das Messer nicht mehr. Sie war in der Hand der grauen Menschen, und von ihnen gab es mehr, als sie zählen konnte.

Du kannst mir helfen, erklärte der Fremde. *Hör nur zu. Hör gut zu.* Und fast widerwillig sagte Sayrin: *Ich höre.*

Die Gestalt des Mannes wurde deutlich. Im Traum näherte er sich ihr, und er roch nach Mann, nach Macht, nach den Sternen. Sein Gesicht war so nah, daß Sayrin nur eine Hand ausstrecken mußte, um es berühren zu können.

Doch sie bewegte sich nicht.

Noch immer hatte sie ein wenig Angst.

»Ich werde dir eine Geschichte erzahlen«, sagte der Mann.

Selbst seine Stimme war lauter geworden. Sayrin träumte und hörte seine Stimme ganz deutlich. Die Stimme gefiel ihr. Er sprach nicht so barsch und steinern wie die Grauen. Er sprach auch nicht wie ein Calhare.

»Es gibt eine Welt neben der Welt«, erklärte der Mann mit dem gelben Haar. »Eine Welt, in der es keine grauen Menschen gibt. Auch nicht auf Calhari. In dieser anderen Welt gibt es das Boot an der Küste des Planetenmeeres und die Calharen in den Tälern und die Huftiere. Es gibt dort eine grüne und eine violette Sonne und keinen Mond.

Dies ist deine Welt. Dies ist meine Welt.«

Der Mann schwieg, und Sayrin träumte von seiner warmen Haut, seinen Lippen, seinem roten Kristall. Sie spürte seine Wärme, und sie gefiel ihr. Im Traum breitete sie die Arme aus und zog ihn an sich,

und er war fest und warm und wirklich.

»Dann gibt es eine andere Welt. Ohne Calharen und ohne Huftiere, denn auf dieser Welt ist das *Boot* nicht abgestürzt, hat es keine Große Havarie gegeben.

In dieser anderen Welt existiert der Mond noch. Er wurde nicht zerstört von der Kollision mit dem Raumschiff, zu dem das *Boot* einst gehört hat. Mit dem *Boot* sind die Menschen und Huftiere nach Calhari gekommen. Die Menschen stammten von der Erde, und die Huftiere waren einst Pferde, die genetisch verändert worden sind.

Doch für diese Welt ist dies nicht wichtig.

Auf dieser Welt gibt es nur die grauen Menschen.«

Der Mann schwieg, und im Traum küßte Sayrin seine Lippen. Der Kuß schmeckte nach Staub, nach Dunkelheit und Hitze.

»Ich habe das Tor geschaffen, Sayrin«, sagte der Mann. »Ich habe das Tor geschaffen, durch das man von der einen in die andere Welt wechseln kann.

Ich mußte es tun, Sayrin, denn in dieser Welt lebt mein zweites Ich und mein Kristall – mein Konnex-Kristall – verriet mir, daß mein zweites Ich auf dem Calhari der anderen Welt eintreffen würde.

Frage mich nicht wie, Sayrin, denn auch ich weiß keine Antwort darauf. Der Kristall ist alt. Milliarden Jahre alt. Er ist die Schlacke eines Universums, das vor unserem Universum existiert hat.«

Im Traum küßte Sayrin ihn wieder, und ihre Brustwarzen wurden hart und ihr Schoß feucht. Sie fühlte, wie sein Glied heiß und fest wurde und sich an ihre nackten Schenkel preßte.

»Mit dem Kristall, Sayrin«, erzählte der Mann, »habe ich das Tor geschaffen und bin in diese andere Welt übergewechselt. Und von den grauen Menschen gefangengenommen worden.

Jetzt liege ich in einem Raum mit unsichtbaren Wänden, so wie du, Sayrin, und man zwingt mich zum Schlafen.

Aber ich muß erwachen. Selbst im Schlaf spüre ich, daß mein anderes Ich hier ist. Und ich habe dich gespürt. Die grauen Menschen besitzen schlaue Maschinen. Maschinen, die mich beobachten, doch sie sind nicht schlau genug.

Ich habe die Maschinen überlistet, Sayrin«, flüsterte der Mann ihr im Traum zu, während sie ihre Schenkel öffnete und ihn in sich aufnahm. »Ich habe die Maschinen überlistet, um mit dir zu sprechen.

Du kannst mich hören.

Du kannst mich spüren.

Es gibt eine Macht, Sayrin, die man PSI nennt. Über diese Macht verfüge ich noch immer – trotz der Medikamente in mir, trotz der

argwöhnischen Automaten, die mich nicht aus den Augen lassen.

Auch du besitzt diese Macht, Sayrin. Sie schläft zwar, doch sie ist da …«

Der Mann schwieg, und im Traum liebte er sie, mit schnellen, festen Stößen, in denen Zärtlichkeit lag.

Sayrin dachte an ihren Urahnen, den ersten Devries, nach dem ihr Heimattal benannt worden war, und daran, daß man ihn den Steuermann, den *Treiber* des Bootes genannt hatte.

»Treiber«, bestätigte der Mann. »Deine PSI-Fähigkeiten sind latent vorhanden. Ich kann sie wecken. Ich muß sie wecken. Denn die Maschinen beobachten mich. Selbst mein Gespräch mit dir … Es ist gefährlich.

Die schlauen Maschinen dürfen nichts davon bemerken.«

Stille trat ein. Traumstille. Sie liebten sich, und sie seufzten, und ihr Atem ging heftiger, bis Sayrin und der Mann gleichzeitig Erfüllung fanden.

»Ich werde deine PSI-Fähigkeiten jetzt wecken, Sayrin«, murmelte der Mann. »Jetzt. Und du wirst mein anderes Ich herbeirufen. Telepathisch. Mit der Kraft deines Geistes.

Mein anderes Ich wird kommen, denn es ist versklavt und an das Gehorchen gewöhnt. Wenn es kommt, wirst du deinen Kerker verlassen und auch mich befreien.

Dann werden wir fliehen.

Wir werden nach Calhari zurückkehren – nach dem Calhari ohne Mond und ohne Graue, und nichts wird uns daran hindern können.

Wirst du das für mich tun, Sayrin?«

Sayrin schlief und träumte. Sie hielt den Mann in ihren Armen und murmelte: »Ich werde dir helfen. Fremder.«

Der Fremde lachte leise.

»Ich heiße David, Sayrin«, sagte er. »David terGorden.«

»Ich helfe dir, David«, versprach Sayrin.

»Gut. Bist du bereit?«

Sayrin zögerte. Wieder empfand sie Angst. Angst vor dem, was er mit ihr tun würde. Doch sie überwand die Angst. Sie war eine Calhare, eine Frau aus dem Devries-Tal, und ihr Urahne war der Steuermann des Bootes gewesen. Sie war jung und mutig. Sie wollte heim. Sie haßte die grauen Menschen, und sie haßte den Mond und sie haßte es, gefangen zu sein.

»Ich bin bereit.«

Der Mann verschwand aus ihrem Traum.

Sayrin seufzte, und in ihr Seufzen schnitt ein Messer. Kein normales

Messer. Keines aus dem harten Knochen eines Huftieres. Es war ein Messer aus Nichts. Ein Messer aus Gedanken, aus psychischer Kraft.

Er schnitt in ihr Bewußtsein.

Es bohrte sich tief hinein und es schmerzte. Mit einem Schrei wachte Sayrin auf, doch der Schmerz in ihrem Kopf verschwand nicht, sondern wurde noch stärker.

Sie wand sich auf dem roten Boden, und draußen graute der Morgen, vierzehn Stunden lang fahles Dämmerlicht, und die öde Ebene lächelte mit ihrem runzligen Staubgesicht zu ihr hinauf.

Der Schmerz wich.

Sayrin hörte Stimmen in ihrem Kopf. Undeutliches Gemurmel. Wie Gewisper in einem leeren Holzfaß. Sie hörte Stimmen und ihr Geist war leicht und frei, und sie konnte sogar durch die undurchsichtige Wand hinaus auf den Korridor blicken und weiter noch.

In Räume voll Metall und blitzenden Dingen, die ihr fremd waren.

In Zimmer voller grauer Menschen.

In Hallen, in denen die Flugmaschinen und die Riesenmuscheln warteten.

Und tiefer noch, wo Abertausende kegelförmige Gebilde aus Silbermetall in reglosen, unendlichen Reihen dalagen.

Sayrin sah das alles mit ihren Gedanken. Sie tastete weiter, sprang von Kopf zu Kopf, war entsetzt von der Kälte in den verschrobenen Gedanken der grauen Menschen, und endlich traf sie auf ein Bewußtsein, das ihr seltsam vertraut war.

Kein grauer Mensch.

Er erinnerte sie an David, der im Traum zu ihr gesprochen hatte, und doch war er anders. Seine Gedanken wirkten … blockiert. Etwas hinderte ihn daran, immer das zu denken, was er wollte.

Er ist versklavt und an das Gehorchen gewöhnt … mein anderes Ich, hörte sie Davids Stimme in ihrer Erinnerung widerhallen.

Sayrin rief dieses andere Ich.

Telepathisch.

Mit der Kraft ihres Geistes.

Und es antwortete. Es reagierte auf ihren Ruf. Es gehorchte dem lautlosen Befehl.

Sayrin entspannte sich. Sie war plötzlich erschöpft. Schwach wie selten zuvor in ihrem Leben. Und noch immer überwältigt von der wunderbaren Erfahrung, die sie gemacht hatte.

Augenlos zu sehen.

Ohrenlos zu hören.

Ohne Stimme zu sprechen.

Still lag Sayrin da, stumm wie die große Ebene im grauen Licht der Morgendämmerung, und sie wartete. Sie fühlte, wie ihre Kräfte zurückkehrten. Wieder griff sie hinaus. Weiter nun, verließ das Gebäude, in dem sie eingesperrt war, verließ den Kreis der kantigen Häuser, die die grauen Menschen errichtet hatten, und sie flog über die Ebene.

Und flog.

Und traf auf mahlende Nicht-Gedanken. Auf wolkiges Dasein, auf eine gewaltige Ansammlung winziger, trüber Bewußtseinsfunken, die alle nur eins ausdrückten: *Schwärmen, fressen, schwärmen, fressen, schwärmen …*

Grasschrecken, dachte Sayrin entsetzt.

Sie zog sich zurück, überwand das Entsetzen und tastete wieder nach den animalischen, gierigen Gedanken. Sie erkannte, daß kein Haß die Grasschrecken antrieb. Es war das Leben, das die Insekten zum Schwärmen und zum Fressen zwang. Nichts Böses war an ihnen.

Auf eine exotische, verdrehte Art waren sogar die Grasschrecken sympathische Kreaturen.

Es gab keine Kommunikation mit ihnen, doch sie reagierten auf Sayrins mentale Tastung. Nicht feindlich, sondern eher mit Gleichmut. Mit dem Gleichmut der Weber, die neben dem Stein die einzigen Dinge auf Calhari waren, die von Grasschrecken verschont blieben.

Vielleicht, weil auch die Weber über PSI verrügten.

Denn PSI, stellte Sayrin überrascht fest, dämpfte die Gier der Grasschrecken. PSI löste diesen Gleichmut in ihnen aus, das sich in Desinteresse verwandelte.

Sayrin forschte. Bald, in kurzer Zeit, würden die Grasschrecken schwärmen. Das Polareis schmolz immer mehr unter der Hitze, die die grüne Sonne in der Mittenzeit gewann. Grasschrecken und finstere Regenwolken würden in Richtung Süden ziehen, die Ebene und die Stadt der grauen Menschen erreichen, alles verschlingen und dann weiterdriften, zu den Webern, den Hügelländern …

Wir müssen fort, dachte Sayrin. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Und die grauen Menschen ahnen nicht einmal etwas von dem Unheil, das ihnen droht.

Sayrins Bewußtsein sank zurück in das enge Innere ihres Körpers. Das freie, schwerelose Schweben hatte sie ein wenig benommen gemacht, und sie genoß die Ruhe der Dämmerung.

Wann würde Davids anderes Ich eintreffen?

Oder würden ihn die grauen Menschen daran hindern?

Sie wartete.

Sie wußte nicht, wie lange sie gewartet hatte und ob sie wieder eingeschlummert war, aber es herrschte noch immer fahle Morgendämmerung, als ein sachtes Summen ertönte und Lärm vom Korridor in ihr Glasverlies drang.

Sayrin sprang auf.

Der Lärm bestand aus fernem Geschrei und tiefem Gebrumm, das wie Davids psychisches Messer in ihre Nerven schnitt. Eine viereckige Öffnung klaffte in der roten Rückwand.

In der Öffnung stand ein Mann.

Der Mann trug ein von Kopf bis zum Hals reichendes Gewand, und zuerst hielt sie ihn für einen Grauen, aber das Gewand war blau, und die Haare des Mannes waren gelb.

»David!« stieß Sayrin hervor.

Erst dann entdeckte sie das Mal auf der Stirn des Mannes. Das Mal besaß die Form ihres Anhängers, das jene schöne graue, kalte Frau als *Triadisches Monochord* bezeichnet hatte. Es war nur kleiner und schien aus Metall zu bestehen.

Dieser Mann, dachte Sayrin schaudernd, ist David, und gleichzeitig ist er es doch nicht. Er ist das andere Ich.

Das andere Ich sah sie an, und etwas wie Qual verzerrte seine Gesichtszüge.

»Ich … bin gekommen«, murmelte das andere Ich. »Deine Befehle, Herrin?«

Sayrin ergriff das rote Netz des Webers. Es schien leichter zu sein. Und es hatte an Volumen gewonnen. Ganz wie es der Graue prophezeit hatte. Bald würde sie wieder mit dem Netz fliehen können.

Sie trat auf den Korridor, froh, dem Glaskerker entkommen zu sein, und sah sich um.

Rechts lagen vier graue Männer reglos auf dem Boden. Ihre Köpfe waren in einem unnatürlichen Winkel verrenkt, und sie waren tot.

»Ich mußte sie töten«, sagte das andere Ich heiser. »Sie wollten mich daran hindern, zu dir zu kommen, Herrin.«

Sayrin nickte nur.

»Wir müssen uns beeilen, Herrin«, drängte das andere Ich. »Es … Ich spüre, daß sich jemand nähert. Wir haben nicht viel Zeit.«

Sayrin huschte zu den Toten und musterte die Metalltür, vor der sie lagen.

Soviel Metall, dachte Sayrin. Soviel Reichtum.

Sayrin *spürte* mit untrüglicher Gewißheit, daß hinter dieser Pforte David schlief und auf seine Befreiung wartete.

Sie warf dem anderen Ich einen Blick zu.

»Offne«, sagte sie einfach.

Das andere Ich trat an ihre Seite und schloß die Augen. Sein Gesicht lief rot an. Schweiß trat auf seine Stirn. Ein lauter Knall ertönte. Eine unsichtbare Titanenfaust riß das Schott aus den Angeln, verbog und zerknautschte es, und dann fiel die schwere Metalltür mit einem ohrenbetäubenden Scheppern gegen die gegenüberliegende Wand.

Im gleichen Moment gewann das ferne, nervöse Gebrumm an Lautstärke.

Sayrin lief in den Raum mit den unsichtbaren Wänden, wo die Ebene greifbar nah schien, und erreichte das Bett, das in der Mitte stand. Am Kopfende des Bettes befand sich ein blitzender, summender Kasten.

»Die Maschine«, entfuhr es Sayrin. »Die schlaue, lauernde Maschine!«

Sie beugte sich hinunter, zu David terGorden, dem roten Kristall, und sie küßte den leise zitternden Mund. Sie sah die Schläuche und die schimmernden dünnen Seile, die David mit der Maschine verbanden.

Sie riß an den Drähten.

Sie riß sie los von Davids mild gebräunter Haut. Sie zerrte an den Schläuchen, und die Schläuche fielen ab.

David terGorden ächzte.

In das Ächzen dröhnte urwelthaftes Brummen, so laut, daß Sayrin unwillkürlich zusammenfuhr und dem anderen Ich einen entsetzten Blick zuwarf.

»Alarm«, sagte das andere Ich. *»Schnell! Wir müssen uns beeilen!«*

Er betrachtete den David terGorden auf dem Bett, und die Qual auf seinem Gesicht ließ Sayrin frösteln.

»Wach auf, David«, murmelte sie. »Wach endlich auf.«

Sie bat mit ihrer Stimme, und er hörte sie nicht. Dann bat sie mit ihrem Geist. Ein Zittern durchlief die schlanke Gestalt. Die Augenlider flatterten und öffneten sich. Müde Augen erwiderten Sayrins ängstliche Blicke.

»Sayrin!« krächzte terGorden. »Du hast es geschafft!«

Schwankend erhob er sich vom Bett, der Oberkörper nackt, nur mit Shorts bekleidet, und er taumelte und suchte Halt bei dem Mädchen.

Erst dann bemerkte er das andere Ich.

Die Ähnlichkeit der beiden Männer faszinierte Sayrin. Wäre das Mal auf der Stirn des anderen Ichs nicht gewesen, sie hätte sie nicht mehr unterscheiden können.

»Bruder«, sagte David terGorden. »Ich bin gekommen, um dich zu

holen. Bist du bereit?«

Das andere Ich bewegte verwirrt den Kopf. »Ich … verstehe nicht«, sagte der zweite terGorden. »Was geschieht hier? Was … was geschieht mit mir?«

David berührte seinen Arm. Der körperliche Kontakt bewirkte eine seltsame Veränderung. Das andere Ich erstarrte. Es wurde bleich. Ein heiserer Laut entfuhr den trockenen Lippen. Dann blitzte Verstehen in seinen Augen auf.

»Oh«, murmelte das zweite Ich. »Ja, natürlich. Ich begreife. Der Weiße Stern … Ich erinnere mich. Ich weiß nicht, warum ich mich erinnere, aber ich begreife. Du bist gekommen, um mich zu holen. So wie du die sieben anderen Brüder holen wirst …«

Ein Laut an der Tür.

Polternde, aufgeregte Schritte.

Sayrin wirbelte herum.

Der graue Mann, der im Türrahmen stand, riß den Laserkarabiner hoch.

Im selben Moment griff eine unsichtbare Kraft nach ihm. Die blitzende Waffe wurde seinen Händen entrissen. Der Graue torkelte zurück, verlor den Boden unter den Füßen und prallte mit einem häßlichen, knirschenden Laut gegen die Wand.

»Kommt«, preßte David terGorden hervor. »Wir müssen verschwinden!«

VIII

Der MHD-Generator verlangsamte Claude Farrells tödlichen Sturz. Sanft landete er auf einer abschüssigen Geröllhalde am Fuß der Granitberge, an deren Gipfel die großen, bleichen, seesternähnlichen Weber klebten und an ihrem Purpurbaldachin sponnen.

Kaum spürte der Treiber festen Boden unter den Füßen, rannte er im Zickzack über den bröckligen Grund und warf sich in den Schutz eines doppelt mannsgroßen Steinklotzes.

Eine ohrenbetäubende Explosion ertönte.

Licht flackerte auf. Hell und verzehrend wie die Fusionsglut einer Sonne. So intensiv, daß die Dämmerschaltung von Farrells Raumhelm auf der höchsten Stufe einrastete.

Felssplitter pfiffen wie Schrapnellgeschosse durch die Luft und wurden von dem Prallfeld pulverisiert.

Ein mildes Summen ertönte in Farrells Ohren.

Der Treiber fluchte.

Das Bremsmanöver und der komplizierte Kurs, mit dem er sich vor den Laserschüssen des unsichtbaren Angreifers gerettet hatte, mußte die Energiespeicher seines Rückentornisters angegriffen haben.

MHD-Triebwerk und Prallfeld verbrauchten extrem viel Energie.

Ein Kampfpanzer, dachte Claude Farrell. Ich hätte einen Kampfpanzer anlegen müssen.

Doch jetzt war es zu spät, um sich Vorwürfe wegen seiner mangelnden Ausrüstung zu machen.

Er zog den zierlichen Laser.

Ganz in seiner Nähe gähnte das mannstiefe Loch, das die Explosivgranate geschlagen hatte.

Von Bien war nichts zu sehen.

Torman! telepathierte Farrell nervös. *Melde dich. Wo, bei allen Sternen, steckst du, Torman?*

Erleichtert atmete er auf, als ihn Biens mentale Antwort erreichte.

Rührend, wie du um mich sorgst. Dreh dich um. Ich liege knapp vierzig Schritte hinter dir.

Farrell kam der Aufforderung nach.

Sein Blick fiel auf eine mauerähnliche, schulterhohe Gesteinsformation. Für den Bruchteil einer Sekunde glitt eine behandschuhte Faust in die Höhe, um gleich darauf wieder zu verschwinden.

Hast du etwas entdeckt? fragte Farrell.

Nein. Biens Impuls wurde von resignativen Schwingungen begleitet. *Es ist eine Maschine. Ich habe sie während des Sturzes gesehen. Eine verdammte Mordmaschine.*

Ein helles Pfeifen. Ein Schatten.

Zwischen Farrell und Bien spritzte eine Feuersäule in die Höhe. Rauch und Staub wallte auf. Zersplittertes Gestein regnete auf Farrell nieder und wurde von dem Prallfeld absorbiert.

Sie schießt sich ein, dachte der Treiber nüchtern. Die Maschine hat uns in der Ortung und schießt sich ein.

Vorsichtig kroch er weiter.

Er schielte um die Felskante.

Zwanzig Meter weiter schwebte ein blitzender, silberner Kegel eine Handbreit über dem Geröllboden. Der Kegel war ungefähr so groß wie ein durchschnittlicher Mensch. Waffenläufe zogen sich ringförmig um den Konusleib.

Die Maschine glitt lautlos näher.

Farrell überwand seine Überraschung und holte zu einem psychokinetischen Schlag aus.

Sein Kopf dröhnte, während er die PSI-Energie sammelte, bündelte und sie in einem gezielten Stoß dem mobilen Computersystem entgegenschleuderte.

Die Maschine schwankte.

Risse durchliefen die Silberhülle, wurden breiter, klafften auseinander, bis elektrische Entladungen knisterten, der Kegel sich zur Seite neigte und polternd zu Boden stürzte. Ein Laserschuß löste sich und fuhr ziellos in den Türkishimmel.

Hammerschläge fuhren auf die beschädigte Mordmaschine nieder.

Wuchtige Hiebe psionischer Fäuste, die den mannsgroßen Kegel zerstampften, bis nur noch bröseliger Metallstaub übrig war.

Claude Farrell zitterte.

Geschafft, dachte er. Dieses verdammte Ding.

Gratuliere, telepathierte Bien. *Selbst ich hätte das nicht besser machen können. Aber das hat nichts zu, bedeuten.*

Farrell lächelte verzerrt.

Lästermaul, gab er zurück.

Er drehte sich auf den Rücken und atmete tief durch. Das Zittern seiner Hände nahm langsam ab.

Myriam! sagte er sich schaudernd. Dieses Ding hätte uns fast erwischt!

Er sah zu dem Steinwall hinüber. Gemächlich richtete sich Torman

Bien auf, winkte leutselig und schickte sich an, über die krumme Mayer zu steigen.

Der Laserstrahl traf ihn mitten in die Brust.

Bien hatte nicht einmal Zeit für einen Todesschrei. Seine Gedanken erloschen wie eine Kerzenflamme in einer plötzlichen Bö, und lautlos kippte er nach hinten.

Torman Bien war tot.

Der Laserstrahl erlosch.

Trügerische Ruhe kehrte ein. Friedhofsruhe. Farrell starrte noch immer den Steinwall an. Er war wie gelähmt. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

Sie hatten sich geirrt. Sie hatten es nicht nur mit einem Angreifer, sondern zumindest mit zweien zu tun. Ein Irrtum, der Torman Bien zum Verhängnis geworden war.

Er ist tot, dachte Claude Farrell immer wieder. Er ist tot. Unwiderruflich tot.

Wut kochte in ihm hoch. Verzweifelter Zorn, in den sich Furcht mischte.

Die Mordmaschinen waren lautlos, verschlagen, tödlich. Sie verbargen sich in der Ödnis und schlugen aus dem Hinterhalt zu. Sie kannten keine Müdigkeit, keine Erschöpfung.

Stunden- oder tagelang konnten sie warten. Darauf, daß er einschlief oder daß Schwäche ihn übermannte oder daß er die Nerven verlor und aus seinem Versteck stürmte, direkt in das Feuer ihrer Laserstrahler …

Eine durchdringende Explosion verriet Farrell, daß der zweite mobile Computer nicht gewillt war, solange zu warten.

Der Felsblock, hinter dem er Schutz gesucht hatte, erbebte, als die Explosion von einer weiteren gefolgt wurde. Sandkörner und kantige Steinbrocken hüllten ihn ein. Sein Prallfeld gloste auf.

Er mußte etwas unternehmen.

Schnell.

Ehe die Granaten ihn aus seinem Schlupfwinkel vertrieben oder den Felsklotz in die Luft sprengten.

Und erst jetzt vernahm Farrell wieder jenes dumpfe, verdrehte Gemurmel.

Das psionische Wispern war intensiver geworden. Und es drückte jetzt mehr aus als nur dösende Gleichgültigkeit. Etwas wie Ärger mischte sich hinein.

Aber …

Farrell stutzte plötzlich.

Außer dem psionischen Gewisper vernahm er noch etwas anderes. Unscharfe, gedämpfte Gedanken, die eisig waren wie das All. Menschliche Gedanken – und gleichzeitig nicht-menschlich.

Einfache Echos, die seine PSI-Tastung auslöste.

Farrell kannte das Phänomen.

Fast hatte er es vergessen in den langen Jahren, die dem Zusammenbruch des alten Sternreiches gefolgt waren.

Graue!

Graugardisten, die es in Farrells Universum nicht mehr gab, seit die *Jin*-Sporen den Grauen im irdischen Sonnensystem ihre Menschlichkeit zurückgegeben hatten.

Der Treiber ignorierte die erneute Explosion und intensivierte seine telepathischen Anstrengungen.

Es war schwer. Graue zu orten. Die Gehirnoperation hatte auch für eine weitgehende psionische Immunisierung gesorgt, und nur hin und wieder durchstieß ein flüchtiger Gedanke die Barriere der Konditionierung.

Der Felsblock, hinter dem sich Farrell verbarg, rumpelte drohend. Risse zeigten sich in seinem steinernen Gefüge. Wieder schlug eine Granate ein. Die Risse wurden breiter, und der Fels zerbrach.

Zerplatzte in tausend Stücke.

Farrell schrie.

Instinktiv, alles im Bruchteil einer Sekunde, aktivierte er seinen MHD-Generator und den miniaturisierten Düsensatz, der in seinem Rückentornister eingebaut war.

Das Prallfeld glühte auf, als der Treiber die Wolke aus Staub und gesplitterten Stein durchstieß und hinaufritt in das Türkisgrün des Himmels.

Dämmerlicht lag über den Granitbergen und der Ebene. Am Firmament, ewig und unveränderlich, stand der Mond, den es nur in diesem Paralleluniversum gab. Die grüne Sonne war vor Stunden schon hinter dem Horizont verschwunden.

Einer zerfaserten, matten kleinen Scheibe gleich hing die zweite, die violette Sonne des Doppelsternsystems über den Gipfeln, an denen die Weber klebten.

Der Laserstrahl traf Farrell in ungefähr zweihundert Metern Höhe.

Die kinetische Energie des konzentrierten Lichtstrahls konnte von dem Prallfeld nur teilweise neutralisiert werden. Ein gewaltiger Schlag erschütterte den Treiber.

Er schrie vor Schmerz.

Nebel wallte vor seinen Augen.

Mit einem Stottern verstummte der Düsensatz.

Farrell drehte wilde Pirouetten in der Luft. Ihm wurde übel, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Brechreiz zu unterdrücken. Aus, dachte er traurig. Der nächste Schuß wird mich töten.

Hilflos kreiste er, ohne die Möglichkeit der Steuerung, und nur der MHD-Generator schützte ihn vor einem Absturz. Der karge, öde Boden tauchte auf, wich den Bergen, dem Türkishimmel, dann erschien wieder die platte Fläche der Ebene.

Farrell erhaschte einen kurzen Blick auf etwas Kleines, Silbernes, das sich in der Nähe seines einstigen Versteckes befand, und er dachte: Das ist es. Das mobile Computersystem, dem bereits Bien zum Opfer gefallen ist.

Beim nächsten Sichtkontakt ging er psychokinetisch zum Gegenangriff über.

Er spürte, wie das Metall der Maschine unter seinen psionischen Hieben zerbröselte. Er sah, wie die Maschine über das Geröll torkelte und wie Entladungsblitze aus ihrer aufgeschlitzten Panzerung knisterten.

Seine PSI-Sinne zeigten ihm den Hohlraum im Innern des Kegels, in dem die Explosionsgranaten lagerten. Er schärfte mental den Zünder.

Feuer flackerte im fahlen Morgengrauen.

Eine Flammensäule wölbte sich in die Höhe, und ihr heißer Atem leckte über Farrells Raumanzug.

Die Druckwelle der Detonation mäßigte seine kreisenden Bewegungen.

Fluchend, mit trockenem Mund und angstvoll pochendem Herzen tastete Farrell über seine Gürtelkontrollen. Nichts. Der MHD-Generator sprach nicht auf die Schaltbefehle an. Der Lasertreffer mußte die Mikroprozessoren beschädigt haben.

Über die zackigen Kämme der Berge huschte ein silberner Diskus.

Ein Gleiter!

Ein zweiter folgte. Dann ein dritter, ein vierter.

Scherenförmig näherten sich die Flugkörper dem Treiber. Wieder schlug Farrell psionisch zu. Trotz der Erschöpfung, die sich wie eine Stahlkammer um seinen Schädel legte.

Der vorderste Gleiter veränderte seinen Kurs und schoß steil in die Höhe.

Dann spürte Farrell ein elektrisches Prickeln.

Binnen Augenblicken wurde das Prickeln stärker, war ein Knistern in seinem Nervensystem, ein schmerzhaftes Brennen, das seine Glieder lähmte.

Stunner! durchfuhr es den Treiber.

Er konnte sich nicht mehr bewegen. Sein Körper ignorierte die Anweisungen seines Gehirns. Er war bei Bewußtsein, aber er war gelähmt.

Hilflos.

Die Gleiter flogen heran und umkreisten ihn.

Ein Diskus glitt näher. Eine Luke öffnete sich. Ein Computer mußte den Kurs errechnet haben, perfekter als jeder Mensch, denn Farrells Pirouetten schleuderten ihn der offenen Luke entgegen.

Ein Arm erschien, umklammerte Farrells linkes Bein und zog ihn in die enge Schleusenkammer.

Farrell lag mit dem Gesicht auf dem Boden. Schwarzer Kunststoff war vor seinen Augen. Reglos lag er da und spürte dumpf, wie jemand an seinem Rückentornister hantierte. Der MHD-Generator wurde abgeschaltet. Die Schwerkraft sprang Farrell an und preßte ihn gegen den Boden.

Roh wurde er dann herumgedreht.

Über ihm schwebte das Gesicht eines Mannes. Kein häßliches, kein unsympathisches Gesicht. Sanft gebräunt, energisch, ausdruckslos.

Augen wie erloschene Dioden.

Ein Grauer.

Farrell wollte fluchen, doch seine Zunge gehorchte ihm nicht. Selbst das Atmen fiel ihm schwer.

Die unheilvolle Prophezeiung des Orakels kam ihm in den Sinn. Ja, diese alternative Wirklichkeit war grau. Hier herrschten die kalten, in Herz und Seele versteinerten Mitglieder der Soldatenkaste.

Vielleicht, dachte Farrell bedrückt, vielleicht regierte Chan de Nouille selbst die Erde. Die Große Graue, die in seiner Wirklichkeitsebene seit fast vier Jahren mit zwei Flotten der Garden in der Milchstraße verschollen war.

Das Gesicht des Mannes verschwand.

Ein anderes Gesicht erschien.

Das einer Frau. Ein runder Helm umschmiegte ihren Schädel. Ihr Antlitz war ungewöhnlich blaß und schmal, wie das einer Fieberkranken, und auch die Augen glitzerten fiebrig.

Sie drückten keine Gefühle aus. Das Glitzern war wertfreies Interesse. Die Neugier einer Raumsonde. Die Anteilnahme einer Diagnosemaschine.

Farrell schauderte.

Die Queen war hübsch – ein voller Mund, eine ebenmäßig geformte Nase, hohe Wangenknochen, schmale Augenhöhlen. Ihre Schultern

waren von asiatischer Zierlichkeit, und wäre dieser Blick nicht gewesen …

Dieser sezierende Blick …

»Kein elektronisches Stigma«, stellte die Queen nüchtern fest. »Er besitzt kein elektronisches Stigma, aber er ist zweifellos ein Treiber. Also kommt er tatsächlich von drüben.«

Stigma? fragte sich Farrell verwirrt. Was, bei Myriam, ist ein *elektronisches Stigma?*

»Die Kommandeuse ist unterwegs«, ertönte die Stimme des Graugardisten, der aus Farrells Blickfeld verschwunden war.

Vorsichtig setzte der Treiber seine PSI-Fähigkeiten ein.

Vergeblich.

Er war taub. Nicht nur sein Körper war gelähmt, auch sein PSI-Zentrum.

Im stillen fluchte er. Man mußte ihm ein nullpsionisches Medikament injiziert haben. Natürlich. Er durfte die Grauen nicht unterschätzen.

»Gut«, nickte die namenlose Queen. »Wenn Sin Hay ankommt, wird sie ihn verhören wollen. Kehren wir zur Außenbasis zurück. Wir müssen alles für das Verhör vorbereiten.

Und Sie, Gardist, durchsuchen den Fremden.«

Die Queen wandte sich ab, nach einem letzten, interessierten, aber eiseskalten Blick, und der Graue tauchte wieder auf. Unbewegt wie zuvor.

Farrell registrierte, wie man ihm den Raumanzug abstreifte. Erregung erfüllte den Treiber, als er an die Phiole in seiner Brusttasche dachte.

Die Phiole …

Morgenstern hatte sie ihm auf Shondyke ausgehändigt. Unter dem Himmel aus PSI-Materie, der gloste und wogte und wie feurige Lava wallte, hatte der kleine Mann zu ihm gesagt: »Das Computerszenario ist schlüssig. Dieses Universum ist grau. In diesem Universum gibt es noch die Garden, und sie sind mächtiger, als sie es je bei uns gewesen sind.

Vielleicht stoßen Sie auf Queens, Claude, auf graue Frauen und graue Männer mit zerschnittenen Gefühlen. Das hier« – Morgenstern hatte ihm die Phiole gezeigt – »das hier wird Ihnen dann helfen.«

In der Phiole befanden sich Sporen.

Jin-Sporen.

Vom Alten Wald entwickelt, um das Problem der Garden auf humane Weise zu lösen.

Die Sporen fügten das zerschnittene Bewußtsein der Grauen wieder zusammen. Sie zerbrachen die Konditionierung und flickten die Bruchstelle, die die Gefühle blockierte.

Wenn er Glück hatte …

Farrells Herzschlag beschleunigte sich, als der Gardist seine Taschen durchwühlte.

Dann hielt er die Phiole in der Hand.

Die Phiole war lang wie ein normaler Zeigefinger. Sie war durchsichtig. Grauer Staub befand sich in ihr.

Der Gardist sah sie kurz an und legte sie dann zu den anderen Sachen; dem Laser, der Zigarillopackung, der ID-Karte und den übrigen Utensilien.

Gelähmt lag Farrell auf dem Kunststoffboden und spürte, wie die Maschinen des Gleiters aufbrüllten und den Diskus herumrissen.

Nun blieb ihm nur noch das Warten.

Und das Denken.

Torman Bien …

Der Freund war tot. Verbrannt im Laserfeuer eines Automaten, gefallen unter dem grünen Himmel einer Welt, die so weit von der Erde entfernt war, daß sich die Distanz nicht mehr in Lichtjahren ausdrücken ließ.

Farrell empfand Trauer. Seine Augen waren feucht. Die Feuchtigkeit tropfte über seine Wangen.

Der Gardist beugte sich tiefer. Zum ersten Mal glomm etwas wie ein Gefühl in seinen Glasaugen auf. Neugierde? Verwirrung? Farrell wußte es nicht.

»Was tun Sie da?« sagte der Graue. »Queen, schauen Sie!«

Die graue Frau schob sich in Farrells Blickfeld. Sie sah ihn forschend an.

»Es hat nichts zu bedeuten«, erklärte sie dem Gardisten leise. »Eine rein emotionale Funktion, die hilft. Streß abzubauen. Die Tränen kanalisieren einen Gefühlsstau.«

»Ich verstehe«, nickte der Gardist.

Dann trat Schweigen an.

Einige Zeit später – zehn oder fünfzehn Minuten nur, wie Farrell vermutete – legte man ihn auf eine Trage. Die Luke öffnete sich. Gelbliches, vertraut anmutendes Kunstlicht strömte in die Schleusenkammer.

Die niedrige Decke eines schmalen Korridors.

Fluoreszenzplatten in regelmäßigen Abständen.

Eine Liftkabine.

Wieder ein Korridor.

Dann ein Raum, in dem hohl die Schritte hallten. Eine Injektionspistole zischte. Farrell fühlte Kälte an seiner Halsschlagader. Die Kälte wich und wurde durch das schon vertraute Prickeln ersetzt.

Der Treiber krächzte.

Unmerklich verschwand die Lähmung. Die Grauen setzten ihn in einen Sessel und fesselten ihn mit elastischen Kunststoffbändern. Über Farrells Haupt hing eine blitzende Haube.

In ihrer Wölbung funkelten knöpf große Elektroden.

Ein Psycho-Verhör. Man wollte ihn einem Psycho-Verhör unterziehen.

Claude Farrell verbiß sich ein Lächeln. Die Grauen ahnten nicht, daß sie es keinesfalls mit einem gewöhnlichen Treiber zu tun hatten.

Farrell war ein Terranaut.

Einer von den Männern und Frauen, die seit dem Untergang von Zoe im Jahr 2500 gegen das Konzil der Konzerne, gegen die Grauen Garden und die Diktatur der Manags gekämpft hatten.

Er war psychisch trainiert.

Resistent gegen eine Vielzahl psychoaktiver Drogen.

Ausgebildet, auch psychische Folter zu überstehen.

Nein, dachte Farrell, ein normales Psycho-Verhör brauche ich nicht zu fürchten. Sie werden nichts erfahren – das heißt: Sie werden nur erfahren, was ich ihnen freiwillig verrate.

Dennoch fröstelte er. Denn dies war nicht sein Universum. Und er wußte nicht, was hier seit dem Bruch in der Entwicklung beider Universen geschehen war.

Nachdenklich begann Farrell sich eine Strategie für das Verhör zurechtzulegen; eine Strategie, die die Grauen dazu bringen sollte, aus eigenem Antrieb die Phiole mit den *Jin*-Sporen zu öffnen …

IX

»Niemand weiß, wodurch die Verbindung zwischen den beiden Universen entstanden ist«, sagte die Queen Sin Hay durch das stetige Gedröhn des Triebwerks. »Gibt es eine künstliche Ursache, so muß die Cosmoralität mit allen Mitteln versuchen, das Prinzip zu entschlüsseln. Denn die Konsequenzen sind sonst unabsehbar …«

Sie hat recht, sagte sich Calinca. Was geschieht, wenn auf der Erde, auf Lunaport oder gar auf Shondyke eine derartige Bruchstelle im dimensionalen Gefüge erscheint?

Auf der Alternative von CC-298 leben nur eine Handvoll Primitive. Sie stellen keine Gefahr für die hiesige Basis dar. Doch auf einer parallelen Erde, die nicht von der Cosmoralität beherrscht wird, könnte uns ein Gegner erwachsen, auf den wir noch unvorbereitet sind.

Calinca räusperte sich.

Unter ihnen erstreckte sich die Ebene. Das fahle Licht der Morgendämmerung, die mehr als vierzehn Erdstunden gedauert hatte, wurde von der grünen Helligkeit der aufgehenden Sonne verdrängt.

Die Berge und die Bruchstelle in der Raum-Zeit waren nicht mehr weit.

»In der Tat«, wandte sich Calinca an Sin Hay, »deutet das Auftauchen der beiden Treiber auf eine künstliche Ursache hin. Die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Psioniker rein zufällig auf dem parallelen CC-298 aufgetaucht sind, ist extrem gering.«

»Und das«, nickte Sin Hay sachlich, »verschärft das Problem. Zweifellos handelt es sich bei den beiden Treibern um Spione.«

Spione? fragte sich Calinca.

Sie wußte es nicht. Noch immer beschäftigte sie die verblüffende Ähnlichkeit des blondhaarigen Eindringlings mit A-331 von der COSMORAL FAY GRAY.

Die Meldung über den zweiten Eindringling hatte ihr keine Zeit gegeben, Nachforschungen über dieses Phänomen anzustellen.

Später, sagte sie sich. Bis das Kurierboot eintrifft, bleiben mir noch zwei Wochen. Genug Zeit, um alle Rätsel zu lösen.

In ihrem Ohrempfänger klang eine Stimme auf.

»Eine Nachricht von der Queen Chesan von der Außenbasis. Der zweite Eindringling konnte überwältigt werden. Es handelt sich bei ihm um einen Psioniker. Für das Verhör ist alles vorbereitet.«

Calinca und Sin Hay wechselten einen kurzen Blick.

Die Kommandeuse lächelte ihr schmales, nur angedeutetes Lächeln.

»Chesan ist eine tüchtige Queen«, bemerkte Sin Hay. »Man kann sich auf sie verlassen. Zudem ist sie die Testleiterin für das AMCS-Projekt.«

Calinca schwieg.

Es war nicht nötig, auf diese Feststellung hin etwas zu erwidern. Sin Hays Lob beruhte auf objektiven Tatsachen, nicht auf Sympathie. Wenn sie erklärte, daß Chesan tüchtig war, dann konnte Calinca sicher sein, daß dies auch zutraf.

Natürlich, durchfuhr es sie. Auf CC-298 gibt es nur tüchtige Queens und Graugardisten. Die Cosmoralität hat dafür gesorgt.

Vor dem Gleiter tauchten die Berge auf.

»Die Weber«, erklärte Sin Hay und deutete auf einige weiße Punkte, die an den Gipfeln klebten. Über den Kämmen schwebte rotes Gespinst.

»Die Bruchstelle«, fuhr Sin Hay fort, »befindet sich dicht oberhalb des roten Netzes – in zweieinhalbtausend Metern Höhe. Wir werden sie später anfliegen.«

»Einverstanden«, sagte Calinca. »Das Verhör des Eindringlings erscheint auch mir im Augenblick wichtiger.«

Der Gleiter fiel.

Rasend schnell kam der karge, unfruchtbare Boden der Ebene näher. Wie ein Schemen huschte der Diskus dicht über Geröll. Die Metalldetektoren schlugen aus. Auf den Spezialmonitoren erschienen Zahlenkolonnen.

»Zwei AMCS sind zerstört worden«, kommentierte Sin Hay. »Nach Chesans Bericht durch psionische Einwirkung.«

Calinca wölbte die Brauen.

»Warum sind die mobilen Computersysteme nicht mit Anti-PSI-Schirmen ausgerüstet?« fragte sie mit einem Anflug von Verärgerung. »Ihnen muß doch bekannt sein, daß die meisten Extraterrestrier – insbesondere diese Mushni – über psionische Fähigkeiten verfügen.«

Sin Hays Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

»Es war nicht mein Entschluß«, antwortete sie. »Befehl der Cosmoralität.«

»Erklärung?« verlangte Calinca knapp.

»Der derzeit wirksamste PSI-Schutz«, erläuterte Sin Hay bereitwillig, »ist eine Beschichtung aus Thingstein Jenes Element, das nur auf Stonehenge II vorkommt Thingstein hat jedoch den Nachteil, selbst PSI-aktiv zu sein.

Psionische Tastung durch Außerirdische würde du unverzügliche Entdeckung bedeuten, sollten wir schon jetzt die AMCS mit einem Mantel aus Thingstein versehen.«

Die Kommandeuse sah Calinca offen an.

»Allerdings ist für den Ernstfall alles vorbereitet. Im Kerngebiet des Reiches stehen mehrere Transporter mit Thingsteinfracht und den entsprechenden Galvanisierungsmaschinen bereit.

Die AMCS können – sobald die Transporter CC-298 erreicht haben – binnen kürzester Frist mit dem PSI-Schutz ausgerüstet werden.«

Calinca gab sich mit dieser Auskunft zufrieden.

Die Cosmoralität hatte offenbar an alles gedacht. Und die Vorkehrungen bewiesen, daß die Große Graue und die Cosmoräle früher als erwartet mit einem militärischen Konflikt mit den Außerirdischen rechneten.

Es war nur noch eine Frage der Zeit.

Der Gleiter umflog eine einsame, schroffe Felsnadel und steuerte mit hochgefahrenen Bremstriebwerken eine makellos erscheinende Felswand an.

Schließlich verstummten die Strahltriebwerke. Der Diskus schwebte auf dem unsichtbaren Netzwerk des planetaren Elektromagnetfeldes. Nach einigen Sekunden bildete sich ein Spalt in der Steinwand. Der Spalt wurde breiter und zu einer quadratischen Öffnung.

Die Außenbasis.

Langsam glitt der Diskus in die kunststoffverkleidete Felskaverne. Das Schott schloß sich wieder. Die Maschinen verstummten.

Calinca und Sin Hay verließen den Gleiter und wurden von einer kleinen, schmalen Frau empfangen.

»Queen Chesan – Kontrolleuse Queen Calinca«, stellte Sin Hay knapp vor.

Calinca neigte leicht den Kopf, während Chesan salutierte.

»Bitte, folgen Sie mir«, sagte Chesan.

Ihre Stimme war ein helles Zwitschern. Ihr Gesicht war blaß, und die Brüste unter ihrer grauen Uniform waren nicht mehr als kleine Rundungen.

Chesan war noch jung, fast ein Mädchen, doch ihre Bewegungen waren selbstbewußt und energisch wie die einer jeden Queen.

Die Queen führte die beiden Frauen durch einen engen Korridor, der an einer Liftröhre endete. Die Fahrt mit der Kabine dauerte nur kurz. Dann schritten sie durch einen zweiten Korridor, der sich in nichts von dem ersten unterschied, und betraten dann einen hell erleuchteten, ganz in weiß gehaltenen Raum.

Das Weiß stach nach dem milden Licht der Fluoreszenzplatten in den Augen, und Calinca mußte mehrmals blinzeln, ehe sie sich an die veränderte Beleuchtung gewöhnt hatte.

Im Hintergrund, neben dem unscheinbaren Block des Computers, stand der Sessel, der aussah wie alle Sessel in den Verhörzentren der Garden.

Schwarzes Leder. Breite Armlehnen. Gurte, die den Gefangenen festhielten. Das Rund der Psycho-Haube.

Zwei Gardisten und ein Techno im grünen Kittel seines Standes hatten sich neben dem Gefangenen postiert.

Der Gefangene war ein kraushaariger, hagerer Mann mit einem ernsten Gesicht und dunklen, ausdrucksstarken Augen. Sein Blick wanderte von Chesan zu Sin Hay und blieb dann auf Calinca haften.

Als hätte er erkannt, daß Calinca die wichtigste Person in diesem Raum war.

Er ist intelligent, dachte die Kontrolleuse. Und er ist ein Treiber.

Sin Hay sah sie fragend an. Calinca nickte, und auf einen Wink der Kommandeuse hin schaltete der Techno an dem Verhörcomputer. Die Psycho-Haube senkte sich.

Das Antlitz des Gefangenen verzerrte sich kurz, dann war es wieder glatt und unbewegt.

»Sie können beginnen«, erklärte der Techno.

Calinca verschränkte die Arme und hörte zu, während Sin Hay ihre Fragen stellte und der Gefangene sie beantwortete.

»Ihr Name?« begann Sin Hay.

»Claude Farrell.«

»Woher kommen Sie?«

»Von Shondyke«, sagte Farrell.

Calinca fuhr zusammen. Sie war eine Graue, aber kein Grauer konnte ruhig bleiben, wenn jemand von Shondyke sprach – vor allem dann nicht, wenn dieser Jemand unzweifelhaft kein Mitglied der Garden war.

»Er … er spricht die Wahrheit«, murmelte der Techno. Auch er war verwirrt.

»Shondyke«, sagte Sin Hay scharf, »ist die Zentralwelt der Grauen Garden.«

Der Gefangene lächelte nicht. Er verriet keine Erregung, keine Angst. »Shondyke ist ein Teil des Weltraumstraßensystems. Seit der Rebellion der Clon-Queens im Jahr 2503 gehört Shondyke nicht mehr den Garden. Es gibt keine Garden mehr.«

Keine Garden mehr, echote es in Calinca.

Es war unglaublich, es war lächerlich, absurd – aber es bestand kein Zweifel, daß der Gefangene unter dem Einfluß der Psycho-Haube die Wahrheit sprach.

»Rebellion der Clon-Queens?« Sin Hays dunkle Stimme vibrierte. Nur leicht, kaum merklich, aber für Calincas scharfe Ohren deutlich genug. »Wie konnte das geschehen? Ich …«

»Frage widerrufen«, unterbrach Calinca.

Matter, diffuser Ärger durchbrach die Barriere ihrer Konditionierung. Es wurde Zeit, daß sie die Kontrolle über das Verhör übernahm.

Mit festen Schritten näherte sie sich dem Gefangenen und blieb dicht vor ihm stehen.

»Was wissen Sie von der Bruchstelle, Claude Farrell?« fragte sie eindringlich.

»Die Bruchstelle«, antwortete der Gefangene gehorsam, »ist ein Tor zu einer alternativen Wirklichkeit. In dieser Wirklichkeit existiert ein Sternenreich, das unter der Herrschaft der Grauen Garden steht. Die Bruchstelle ist nicht natürlich entstanden. Sie ist ein Produkt des Pflanzenkollektivbewußtseins des Alten Waldes.«

Farrell zögerte.

Qual zeichnete scharfe Linien in sein Gesicht.

»Weiter«, befahl Calinca barsch.

»Die Bruchstelle ist das Tor, durch das der Alte Wald in dieses Universum vordringen will. Um die Herrschaft der Grauen Garden zu beenden und die Grauen Garden zu vernichten.

Ich bin ein Kundschafter des Alten Waldes.

Meine Aufgabe ist es, die Lage auf Calhari – unsere Bezeichnung für diesen Planeten – zu sondieren.

Meine Aufgabe ist es, festzustellen, ob sich Calhari als Brückenkopf des Alten Waldes eignet.

Fallen meine Nachforschungen befriedigend aus, werden die Kosmischen Sporen durch die Bruchstelle in dieses Universum eindringen und die Grauen Garden ausmerzen.

Fallen meine Nachforschungen negativ aus, muß ich die Bruchstelle schließen.«

Calinca atmete auf.

Die nervöse Spannung in ihrem Nervensystem wich.

»Sie können also«, fragte sie, um sicherzugehen, »die Bruchstelle – das Tor zwischen den Universen – schließen?«

»Das ist richtig«, bestätigte Farrell. »Das ist meine Aufgabe, wenn meine Nachforschungen ergeben, daß Calhari als Brückenkopf des

Alten Waldes ungeeignet ist.«

Calinca wandte sich ab.

»Also doch«, flüsterte Sin Hay beunruhigt. »Die Bruchstelle ist ein künstliches Produkt. Und wir sehen einem Angriff aus dem anderen Universum entgegen. Kosmische Sporen! Alter Wald! Was bedeuten diese Begriffe?«

Calinca sah den Gefangenen an.

»Ist Ihrer Einschätzung nach das Machtpotential des Alten Waldes groß genug, um eine gut ausgerüstete, schwer bewaffnete Basis der Garden zu vernichten?«

Farrells Antwort war sachlich und nüchtern. Die Psycho-Haube verhinderte Lügen und Übertreibungen.

»Das Machtpotential des Alten Waldes ist groß genug, um jeden Planeten – sei er noch so schwer bewaffnet, noch so gut vorbereitet – binnen vierundzwanzig Stunden Erdzeit zu übernehmen und jeglichen Widerstand auszuschalten.«

Calinca sagte nichts.

Sie war eine Graue, aber dennoch empfand sie Unbehagen. Sie zweifelte keine Sekunde daran, daß der Gefangene die Wahrheit gesagt hatte.

Die Bedrohung aus dem alternativen Universum war größer, als sie bisher angenommen hatten.

Das Sternenreich war in Gefahr.

Einen ganzen Planeten innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu erobern …

»Töten wir ihn«, sagte Sin Hay kalt.

Calinca schnitt eine Grimasse. »Seien Sie keine Närrin«, wies sie die Kommandeuse zurecht. »Der Tod dieses Mannes ändert nichts an der Situation. Im Gegenteil. Sein Tod würde unsere Position schwächen.«

Wieder musterte sie den Gefangenen.

Offen erwiderte er ihren Blick.

»Wer ist der erste Kundschafter?« fragte Calinca. »Der Mann mit den blonden Haaren – er gehört doch zu Ihnen, oder?«

Argwohn keimte plötzlich in der Queen auf. Täuschte sie sich, oder hatte es tatsächlich für einen Moment in Farrells dunklen Augen aufgeblitzt? Und das, obwohl die Psycho-Haube jegliche emotionale Anteilnahme des Gefangenen während des Verhörs unterband …

Aber das Blitzen wiederholte sich nicht, und Calinca schrieb die Entdeckung ihren überreizten Nerven zu.

»Er ist ein Kundschafter wie ich. Er ist der Vorsondierer. Er besitzt nicht die Fähigkeit, die Bruchstelle zu beseitigen.«

Calinca horchte auf.

»Was geschieht«, formulierte sie langsam, »wenn Sie zu negativen Erkenntnissen kommen und die Bruchstelle schließen? Wie wird der Alte Wald dann reagieren?«

»Der Alte Wald wird die Eroberung dieses Universums verschieben und neue Sondierungen veranlassen«, erklärte Farrell.

»Wie lange werden diese Sondierungen dauern?« warf Sin Hay ein.

»Die erforderliche Zeitspanne hängt von der jeweiligen Situation ab.« Farrell schwieg einen Moment. »Erfahrungen aus der Vergangenheit lassen eine Periode von rund fünf Erdjahren als realistisch erscheinen.«

Fünf Jahre, dachte Calinca. Fünf Jahre Zeit, um diesen Mann und jenen anderen, blondhaarigen Eindringling zu verhören. Genug Zeit, um alles über den Alten Wald und die Kosmischen Sporen zu erfahren, was wichtig ist. Genug Zeit, um alles für eine erfolgreiche Abwehr der Invasion aus dem parallelen Universum vorzubereiten.

Sin Hay trat neben Calinca.

»Wir müssen ihn dazu bringen, die Bruchstelle zu schließen«, zischte die Kommandeuse. »Und dann die beiden Gefangenen so schnell wie möglich nach Lunaport schaffen. Die Cosmoralität muß unverzüglich über diese ungeheuerliche Bedrohung informiert werden. Ich …«

»Sie haben recht«, schnitt ihr Calinca das Wort ab. »Uns bleibt keine andere Wahl.«

Kosmische Sporen …

Der seltsame Begriff löste zahlreiche Assoziationen in ihr aus, und keine davon war angenehmer Natur.

Eine Pflanzenzivilisation? Durchaus möglich. Die Steuerbäume der Raum-Zeit-Stroboskope, die die wichtigsten Basisplaneten der Garden miteinander verbanden, und Yggdrasil, der Welturbaum auf der Erde – sie waren zweifellos Überreste eines pflanzlichen Lebensstranges.

Eines Lebensstranges, der allerdings durch die Entwicklung der carnivoren Zivilisationen vor langer Zeit untergegangen sein mußte.

Möglicherweise existierte in dem Universum, aus dem dieser Farrell und der andere, der blonde Treiber stammten, diese Pflanzenzivilisation noch.

Weitere Verhöre würden das Mysterium entschleiern.

Zunächst, sagte sich die Queen Calinca, zunächst gilt es, die Bedrohung zu beseitigen, die die offene Bruchstelle zwischen den parallelen Universen darstellt.

»Sie sagten, Claude Farrell«, murmelte Calinca, »Sie können die

Bruchstelle, das Tor in der Raum-Zeit, schließen.«

»Das ist richtig«, wiederholte der Treiber stereotyp.

»Wie?« Calincas Stimme klang scharf.

»Auf biopsionischem Wege.«

Die Kontrolleuse runzelte die Stirn. »Was bedeutet das? Nennen Sie Einzelheiten, Treiber«, verlangte sie.

Farrell befeuchtete seine Lippen. Der Verhörcomputer gab leise Summtöne von sich, und der Techno hantierte geschäftig an den Schaltungen.

Er blickte auf. »Keinen Grund zur Besorgnis«, erklärte er ruhig. »Ein völlig normaler Vorgang. Ihre letzte Frage, Kontrolleuse, hat eine Tabuzone berührt. Sie verlangen Informationen, die das Subjekt unter keinen Umständen preisgeben will.«

Calinca musterte den hageren Mann.

Er schwitzte. Die Schweißperlen glitzerten wie Eiskörner auf seiner Stirn, die halb von der Psycho-Haube bedeckt war. Das Gesicht hatte eine kalkige Färbung angenommen. Der Mund war nur noch ein schmaler, blutleerer Strich.

Er wehrt sich, dachte Calinca. Was für ein Narr! Weiß er denn nicht, daß jeder Widerstand sinnlos ist? Daß Widerstand nur Schmerz erzeugt?

Das Summen wurde leiser.

Stockend begann Farrell zu sprechen.

»Biopsi ist die Verschmelzung menschlicher und psionischer Kräfte mit dem psychischen Potential genetisch veränderter Pflanzen. Biopsi übertrifft PSI um eine Zehnerpotenz in der Wirkung. Biopsi kann nur von besonders geschulten Treibern in Verbindung mit speziell gezüchteten Passivsymbionten praktiziert werden.

Biopsi steuert die Bruchstellen.

Biopsi öffnet und schließt die Tore zu den alternativen Seinszuständen.

Mein Passivsymbiont ist eine Spore.

Die Kodebezeichnung für diese Spore ist *Jin*.

Sie reagiert auf mein Körperelektrizitätsfeld und verstärkt meine PSI-Kräfte um eine Zehnerpotenz.

Jin darf nicht verlorengehen. *Jin* darf nicht in die falschen Hände fallen. *Jin* kann nur von mir benutzt werden. *Jin* darf nicht verlorengehen. Nicht in die falschen Hände … in die falschen Hände …«

Der Techno machte eine warnende Handbewegung.

»Wir brauchen seine Hilfe«, sagte Calinca kalt.

Der Verhörspezialist zeigte nicht, ob er mit dieser Entscheidung einverstanden war oder nicht. Auch er war ein Grauer. Das Prinzip von Befehl und Gehorsam war in seinem Bewußtsein so fest verankert wie seine körperlichen und geistigen Charakteristika in dem genetischen Kode seiner DNS.

Er erhöhte die Leistung der Psycho-Haube.

Der Treiber bäumte sich auf. Sein Gemurmel brach ab. Er schrie. Kurz und grell schnitt der gequälte Schrei durch den weißen, klinischen Raum.

Dann erschlaffte er.

Sein Antlitz nahm einen friedlichen Ausdruck an.

»Alles in Ordnung, Kontrolleuse«, sagte der Techno nach einem Blick auf die Kontrollen des Verhörcomputers.

»Jin«, fuhr Farrell fort, als wäre nichts geschehen, »erzielt seine Wirkung ab einer Konzentration von fünf Gramm. *Jin* muß über das Atemsystem aufgenommen werden.

Die Sporen befinden sich in einer Glasphiole.

Die Glasphiole wird zerbrochen. Die Sporen schweben in der Luft und werden von mir eingeatmet.

Auf Nichtpsioniker spricht *Jin* nicht an.

Jin ist absolut harmlos. Seine Wirkung ist allein für speziell ausgebildete Treiber von Bedeutung.«

Calinca straffte sich.

»Das genügt«, erklärte sie und drehte sich zu den beiden Graugardisten herum. »Haben Sie diese Glasphiole bei ihm gefunden?«

Einer der Grauen trat an den kleinen, niedrigen Tisch, auf dem die Habseligkeiten des Gefangenen ausgebreitet lagen, und griff nach einem mit dunklem Staub gefüllten Glaszylinder.

Calinca wog die Phiole nachdenklich in der Hand.

Für einen kurzen Moment fragte sie sich, ob dies nicht eine Falle war, aber sie verwarf den Gedanken sofort wieder. Die Psycho-Haube brach jeden geistigen Widerstand.

Treiber reagierten sogar noch empfindlicher auf die elektronische Reizung der Haube.

Nein, Farrell sprach die Wahrheit.

Es war nahezu absurd, an eine Falle zu glauben.

Und in der Hand hielt sie das Mittel, mit dem sie das Reich der Grauen Garden für zumindest fünf Jahre vor dem Zugriff des Alten Waldes bewahren konnte.

Keine Queen durfte zögern.

Nicht, wenn keine Zeit zu verlieren war.

»Hören Sie mich, Claude Farrell?« preßte Calinca hervor.

»Ich höre Sie«, entgegnete der Gefangene teilnahmslos.

»Sie werden«, befahl Calinca, »die Bruchstelle zwischen den beiden Universen schließen. Ich zerbreche in wenigen Augenblicken die Glasphiole mit den *Jin*-Sporen. Sie werden die Sporen einatmen und dann das Tor in der Raum-Zeit auf biopsionischem Wege schließen. Haben Sie mich verstanden? Werden Sie tun, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Ich habe Sie verstanden«, bestätigte Farrell. »Ich werde tun, was Sie mir gesagt haben.«

Calinca atmete auf.

Die letzten Zweifel wichen von ihr.

»Sind Sie bereit?« fragte Calinca und stellte sich dicht vor den Mann in dem Sessel.

»Ich bin bereit«, bestätigte der Gefangene.

Calinca hob die Glasphiole.

Und zerbrach sie.

Der feine Staub bildete eine dichte Wolke, die sich rasch verteilte. Der milde Luftstrom aus der Klimaanlage wirbelte die Sporen auf, zerriß den dunklen Nebel.

Irritiert stellte Calinca fest, daß der Treiber lächelte.

Lächelte? dachte sie. Er darf nicht lächeln. Die Psycho-Haube verhindert Gefühlsregungen.

Aber der Gefangene lächelte. Breit und offen. Triumphierend.

Verwirrt sah Calinca sich nach Sin Hay um. Der Staub … Er war überall. Die Sporen schienen nur wenig der Richtung des Luftstroms unterworfen zu sein.

Fast war es, als würden sie aus eigenem Antrieb die Flugrichtung ändern. Kleine Sporenpulks näherten sich Sin Hay, Chesan, den beiden Graugardisten, dem Techno.

Calinca atmete ein, und mit jedem Atemzug gelangten Tausende Sporen in ihre Lunge.

Nur Sekunden waren vergangen, seitdem sie die Phiole mit den *Jin*-Sporen zerbrochen hatte, doch der Staub war bereits überall.

Überall.

Calinca spürte, wie ihre Knie nachgaben. Müdigkeit überwältigte sie. Eine Erschöpfung wie nach dem grausigen Erwachen aus dem Eisschlaf im kryogenischen Bett der COSMORAL FAY GRAY.

»Was …« krächzte sie, nur um gleich darauf wieder zu verstummen.

Schatten flimmerten vor ihren Augen.

Durch die Schatten sah sie das Gesicht des gefangenen Treibers.

Sein Lächeln war noch breiter geworden.

»Erschießt ihn!« hörte sie Sin Hay rufen. »Es ist eine Falle! Eine verdammte …«

Ein Poltern.

Calinca fuhr taumelnd herum. Die Kommandeuse Sin Hay war zusammengebrochen. Chesan konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Die beiden Graugardisten kämpften um ihr Gleichgewicht. Ihre Laserkarabiner waren ihren Händen entfallen. Der Techno lag reglos über dem Block des Verhörcomputers.

Eine Falle, dachte Calinca benommen. Ja, eine Falle …

Mit zittrigen Fingern nestelte sie an ihrem Gürtelhalfter. Diese Müdigkeit, diese Erschöpfung …

Schlafen, durchfuhr es die Kontrolleuse. Ich muß schlafen. Nichts ist wichtiger als Schlaf.

Chesan seufzte leise und sank zu Boden.

Die beiden Graugardisten knickten ein. Ihre Augen schlossen sich. Stille erfüllte den Verhörraum.

Calinca kniete nieder. Schlafen, dachte sie wieder. Ja, ich muß schlafen.

Sie sah noch einmal zu Sin Hay hinüber, und Sin Hays makellose Haut wies einen milden Grünstich auf. Calinca blinzelte. Aber das Grün blieb. Es wurde intensiver. Von Sekunde zu Sekunde wurde der Grünton kräftiger.

Moos! sagte sich Calinca müde. Moos wächst aus ihren Poren. Eine biologische Waffe …

Aber sie war zu erschöpft, um weiter darüber nachzudenken, und ihre Lider fielen zu, und sie begann zu schlafen.

Die *Jin*-Sporen in Calincas Blutkreislauf begannen mit ihrer langwierigen, delikaten Arbeit.

X

»Achtung!« schrie terGordens zweites Ich.

Im gleichen Moment flammte der Laserstrahl durch den Korridor und schmorte ein häßliches, kopfgroßes Loch in die Wand. Der Strahl hatte David nur um Fingerbreite verfehlt.

Die nackte Haut seines linken Oberarms rötete sich.

TerGorden fluchte.

Sayrin hatte Angst in diesen Sekunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten, und sie sah die graue Frau durch den Gang spurten und erneut mit ihrer fremdartigen, schrecklichen Waffe anlegen.

Mitten im Lauf schien sie gegen eine unsichtbare Wand zu rennen.

Ein Stöhnen entrang sich ihren Lippen. Das ausdruckslose, versteinerte Gesicht verriet zum erstenmal ein Gefühl: Erstaunen.

Die Waffe flog durch die Luft. Die graue Frau brach zusammen. Sie rührte sich nicht mehr.

David terGorden ergriff Sayrins Hand und zerrte sie weiter. Das Mädchen bewegte sich wie in Trance. Sie hielt das kostbare Netz des Webers umklammert und stolperte keuchend weiter.

Um die Biegung des Korridors.

Drei, nein, vier graue Männer. Über die Breite des Gangs verteilt. In monströsen, unförmigen Anzügen. Die Gesichter hinter Glas. In den Händen Waffen, die Blitze spucken konnten.

Sayrin spürte, wie jene unheimliche Kraft wie eine Welle durch den Korridor spülte. Von David ging sie aus, war im nächsten Moment bei den Grauen und wirbelte sie wie Staub durch die Luft.

Der zweite terGorden schwieg.

Das seltsame Mal auf seiner Stirn verlieh ihm ein unheimliches Aussehen.

Sie hasteten durch den Korridor. An seinem Ende befand sich eine Stahltür. Sie war verschlossen.

Wieder diese Kraft.

PSI, dachte Sayrin fröstelnd. Das ist PSI. Und PSI ist unsichtbar, und es kann töten und zerstören, und es läßt einen augenlos Dinge sehen, ohrenlos Stimmen hören, und sprechen, ohne daß ein Laut ertönt.

Die Stahltür knirschte.

Sie zerbrach unter dem Ansturm der psionischen Gewalten. Sie zersplitterte in tausend mal tausend Stücke, und hinter dem Tor lag wieder ein Korridor, warteten wieder graue Männer und graue Frauen.

Sie hatten keine Zeit, überrascht zu sein.

Sie hatten keine Zeit, Flammen zu verschießen.

Sie prallten gegen die Wände, wurden von Titanenfäusten bewußtlos geschüttelt und von stillen, unsichtbaren Hammerhieben zu Boden geschlagen.

»Weiter!« keuchte terGorden.

Er war blaß und er schwitzte. Sayrin spürte seine Erschöpfung. Seit ihrem Traum, in dem sie gelernt hatte, daß auch sie über diese beängstigende Macht namens PSI verfügte, bestand eine wortlose Verbundenheit zwischen ihnen.

Er hat mich geliebt, dachte Sayrin, während sie durch den Korridor hastete. Nur im Traum, doch er ist mein erster Mann gewesen. Nun bin ich eine Frau, kein Mädchen mehr. Ich habe bei einem Mann gelegen und ihn in mir gespürt, und es war schön und es war mehr als ein Traum. Mehr als ein Traum …

»Die Treppe«, stieß David hervor.

Sein zweites Ich, das ihm so ähnlich war wie ein Ei dem anderen, nickte nur.

Wieder eine Tür, die zerbrach, zersprang, zersplitterte, zu Staub zerbröselte.

Metallstufen lagen vor ihnen. Eine gewundene Treppe, die in die Tiefe führte. Ihre Schritte hallten klappernd in der metallenen Röhre, die die Wendeltreppe umschloß.

In Sayrins Kopf flüsterten verwirrte Stimmen. Stimmen, deren Worte sie nicht verstehen konnte, die aber kalt waren wie die grauen Menschen.

»Sie erwarten uns«, murmelte David terGorden.

Sayrin sagte nichts. Sie hielt das Netz fest, das inzwischen noch größer und noch leichter geworden war, so leicht, daß sie schon befürchtete, es würde ihr davonfliegen und oben an der Decke der Treppenröhre kleben bleiben.

Weiter unten tauchte ein Kopf auf.

Eisaugen starrten zu ihnen hinauf.

David terGorden erwiderte den Blick, und der Kopf verschwand. Ein Poltern ertönte.

Sie kletterten nun noch schneller hinunter, passierten die reglose Gestalt des unvorsichtigen Grauen und verharrten erneut vor einer Tür.

TerGorden zögerte.

Er wechselte einen kurzen Blick mit seinem zweiten Ich. Dann sah er Sayrin an.

»Du mußt uns helfen«, flüsterte er drängend.

Sayrin nickte. »Wie?« fragte sie nur.

»Konzentriere dich«, bat der blonde Mann. »Konzentriere dich, wie du dich im Traum konzentriert hast. Konzentriere dich auf mich, und alles andere überlasse mir.«

Sayrin gehorchte.

Sie hielt das Netz fest umklammert und schloß die Augen. Sie konzentrierte sich. Auf ihr Ich, auf ihr Selbst, auf die Tiefen ihres Seins.

Sayrin spürte die Kraft in sich wachsen.

Sie meinte zu schweben, und sie war leicht wie der Baldachin der Weber. Sie fühlte Davids Gegenwart wie eine tröstliche Decke in einer kalten Mittenzeitennacht. Und da war auch das zweite Ich terGordens; fast so verwirrt wie sie selbst und gleichzeitig ebenso vertrauensvoll.

Die PSI-Ströme der drei Menschen vereinigten sich.

Die Tür barst auseinander. Rechts und links zerbrach die Wand. Trümmer schwirrten wie Geschosse durch die Luft. Die zwei, drei Dutzend Grauen, die sich hinter der Tür aufgebaut hatten, wurden von der PSI-Faust gepackt und davongewirbelt.

Kein Schuß fiel.

Kein Schrei erklang.

Kein Flammenstrahl sengte.

Der Lärm der berstenden Wände, der Krach, mit dem ein Teil der Decke einstürzte, und das Gebrumm der fernen Sirenen waren alles.

Der Staub legte sich.

Metallstaub, Kunststoffbrocken wie riesige Brotlaibe und die Splitter der leuchtenden Deckenplatten bedeckten den Boden. Hier und dort ragte ein Bein, ein Arm aus dem Schutt hervor.

Im Hintergrund mündete der kurze Gang in eine hohe, große Halle.

Die Silbermuscheln! dachte Sayrin. Und die fliegenden Gebäude aus Metall, kostbarem Metall …

»Schnell, schnell«, keuchte David terGorden.

Über den Schutt hasteten sie weiter. Strauchelten und hielten einander fest.

Der Staub in der Luft reizte Sayrin zum Husten.

Schmerz war in ihrem Kopf. Im Hintergrund ihres Bewußtseins meinte sie eine dunkle, riesige Wolke zu sehen. Ein Traumbild, das nicht wich.

Dumpfes Gemurmel.

Schwärmen, fressen, schwärmen, fressen, schwärmen … Sayrin schrie auf.

»Die Grasschrecken! Die Grasschrecken kommen!«

Kreatürliche Angst verspannte ihre Muskeln. Sie blieb stehen. Sie duckte sich und schluchzte.

»Was ist los?« schrie terGorden. »Sayrin, komm! Wir können hier nicht bleiben! Gleich werden weitere Graue eintreffen! *Sayrin!«*

Sayrin sah den blonden Mann an.

Verzweifelt schüttelte sie den Kopf.

»Die Grasschrecken«, flüsterte Sayrin. »Sie werden uns verschlingen. Sie werden alles verschlingen. Sie schwärmen vom Pol heran. Sie haben im Eis geschlafen, haben während des Erstsommers tief und fest geschlafen, aber nun hat die Mittenzeit begonnen.

In der Mittenzeit schmilzt das Eis.«

Sayrin zitterte. David terGorden trat auf sie zu und zog sie hoch, legte ihr beruhigend einen Arm um die Schultern.

»Komm, Sayrin«, sagte er wieder. »Dir wird nichts geschehen.«

»In der Mittenzeit schmilzt das Eis«, wiederholte Sayrin benommen. »In der Mittenzeit schwärmen die Grasschrecken.

Über die Ebene.

Zu den Bergen, wo sie die Netze der Weber fressen und dann weiterziehen.

Über die Hügelländer.

Zu den Tälern.

Sie fressen alles, und sie zerstören alles und sie bringen den Regen mit. Soviel Regen. Wasser, das wie aus großen Kübeln vom Himmel fällt. Wasser, das alles überschwemmt.«

David befeuchtete seine Lippen.

Sayrin sah ihn bebend an. »Du hast recht«, flüsterte sie dann. »Es ist gleich. Ob nun hier drinnen oder draußen … es macht keinen Unterschied. Nur Fels wird von den Grasschrecken verschont.

Nur der Fels und die Weber.«

Sie taumelte über den Schutt auf das riesige Tor zu. Dann erinnerte sie sich an ihren Traum. Daran, daß die Grasschrecken nicht schlecht waren. Daß sie so lebten, wie sie leben mußten. Und daß die Kraft namens PSI sie gleichgültig stimmte.

Neue Hoffnung keimte in Sayrin auf.

Hoffnung, die die Angst verdrängte. Eine Angst, die jedem Calharen zu seinem Schutz von Kindesbeinen an beigebracht wurde.

Sie sah zu, wie Davids zweites Ich zu einer der großen silbernen Muscheln eilte und daran hantierte. Die Muschel begann zu summen.

»Alles in Ordnung«, rief das zweite Ich. Der Mann, der bis auf das Mal an der Stirn genauso aussah wie der blonde Mann mit dem

Kristallmedaillon, sprang in die Muschel.

Die Muschel setzte sich in Bewegung.

TerGorden hob Sayrin auf den Rücksitz und stieg dann ebenfalls ein. Sayrin umklammerte das Netz. Sein Gewicht war kaum noch zu spüren. Und es zerrte bereits zart an ihren Händen.

Das Netz, dachte Sayrin, das Netz will fliegen. Hoch hinauf in den Himmel. Den Sternen entgegen.

Ein Knirschen.

Das gewaltige Tor glitt auseinander.

In das Knirschen mischte sich ein Prasseln. Das Prasseln war laut. Es übertönte jedes Wort.

Regentropfen.

Tausend mal tausend Regentropfen, die in jeder Sekunde wie faustgroße Steine vom nun dunklen, bewölkten Himmel stürzten und den Staub der Ebene in Schlamm verwandelten.

Regen, der wie eine Wand zwischen Himmel und Erde stand und alle Konturen verzerrte.

Dampfende Feuchtigkeit. Pfützen auf dem grauen Belag der Ringstraße. Nässe, die sich in alle Glieder schlich und die Haare am Kopf kleben ließ.

Regen, der kein Ende nahm. Tausend mal tausend mal tausend Tropfen. Wasser, das von den Pfützen aufspritzte. Wasser, das an den glatten, öden Fassaden der klobigen Gebäude herunterrann und sich zu Bächen vereinigte. Zu rauschenden, kochenden kleinen Flüssen.

Und die Silbermuschel schwebte in die Regenwand.

Die Tropfen prasselten auf Sayrins Kopf, daß sie meinte, ihr Schädel müsse zerspringen. Sie wollte schreien, aber als sie den Mund öffnete, quoll Wasser hinein, und sie gurgelte erstickt.

Es regnete aus Kübeln, aus Wannen.

Die beiden Männer und die Frau waren in Sekundenschnelle völlig durchnäßt. Wasser schwappte auf dem Boden der Muschel. Warmes Wasser.

Dampfschwaden wehten durch die Luft.

Verzerrt sah Sayrin geduckte, graue Gestalten durch die rauschenden, nicht endenwollenden Wassermassen hasten, sah sie stolpern und taumeln unter den Hieben der Tropfen, sah sie fallen und in die Pfützen stürzen, in die Bäche, die sich zu Flüssen vereinigten.

Die Silbermuschel schwankte.

»Wir müssen einen Gleiter suchen«, schrie terGorden durch den Lärm, den der Wolkenbruch machte.

Sein zweites Ich nickte.

Es hatte die Lider zusammengekniffen, daß die Augen nur noch zwei schmale Schlitze darstellten, und äugte durch die nasse Wand.

Sayrin sah sich um.

Hinauf zum Himmel, zu den finsteren, drohenden Wolkenbergen, aus denen die Wassermassen quollen.

Eine Schattenlinie zog sich über den Horizont. Ein scheinbar kompaktes Band, das selbst durch die dicht fallenden Tropfen erkennbar war.

Matt rötlich war das Band.

Rötlich wie die Panzer der Grasschrecken.

Der Grasschrecken …

Jetzt schrie Sayrin. Wieder war sie da, diese kalte, grausige Angst. Sie sehnte sich nach Sicherheit. Nach der Sicherheit der Höhlen in den Wänden des Devries-Tales. Nach massivem Fels. Nach der vertrauten Härte des gewachsenen, unüberwindlichen Gesteins.

Doch das Devries-Tal war weit entfernt.

Hier war die Ebene, die platte, runzlige Ebene, die keinen Schutz bot und keine Hilfe versprach.

Sayrin weinte vor Angst, und ihre Tränen mischten sich mit den Regentropfen.

David terGorden war ihrem Blick gefolgt.

Er runzelte die Stirn, strich die Regentropfen aus den Augen und drückte Sayrin fest an sich.

»Sie werden uns nichts tun«, rief er durch den ohrenbetäubenden Lärm, den der Regen machte. »Ich habe deine Gedanken gelesen, Sayrin. Die Grasschrecken verschonen die Weber. Sie verschonen die Weber, weil die Weber über PSI-Fähigkeiten verrügen.

Die Weber schützen sich mit PSI.

Wie wir. Hab keine Angst. Dir wird nichts geschehen.«

Seine Worte klangen ehrlich, und seine körperliche Nähe war beruhigend. Langsam kehrte Gelassenheit in Sayrin ein. Sie war eine Calhare, und sollte sie sterben, dann mutig und unerschrocken wie eine Frau.

Vom Horizont schwärmten die Grasschrecken heran.

Es regnete, es goß, es hagelte Tropfen so groß wie Hühnereier. Wind pfiff in die Schauer, trieb sie wie dichte Duschvorhänge vor sich her.

Die Tropfen schmerzten, wenn sie in Sayrins Gesicht klatschten. Sie senkte den Kopf, um sich vor dem Regen zu schützen und dem Anblick des heranstürmenden Grasschreckenschwarmes zu entgehen.

Bockend summte die Silbermuschel weiter durch die Sturzbäche,

über schlammigen Grund, über die Ringstraße, die an einigen Stellen eingesackt war, weil der Wolkenbruch sie unterspült hatte.

Die Baumeister der grauen Menschen hatten mit einem derartigen Regen nicht gerechnet.

Es war kein Regen, wie man ihn von der Erde kannte.

Es war ein Meer, das vom Himmel fiel. Ein eingesperrter Ozean, dessen Dämme alle in einer einzigen Sekunde gebrochen waren und der nun tosend und plätschernd und rauschend die Ebene überschwemmte.

Knietief waren die Pfützen, die sich zu Seen vereinigten. In den Runzeln und Spalten der Ebene sprudelten Wildbäche. Flüsse gruben sich gurgelnd ihr Bett. Lehmbraune Ströme. Sumpfige Gewässer.

Und dann kamen die Grasschrecken.

Die Grasschrecken waren rot und gepanzert. Sie waren lang und dick wie der Unterarm eines kräftigen Mannes. Ihre Schwingen waren wie Leder. Kräftig genug, um den Chitinleib gegen den Druck des Regens in der Luft zu halten.

Feuchtigkeit glänzte auf ihrer Panzerung.

Augen glitzerten wie geschliffene Diamanten.

Beißzangen bewegten sich knackend.

Schwärmen, fressen, schwärmen, fressen, schwärmen, fressen … wisperten ihre animalischen Gedanken.

Der Schwarm der Grasschrecken reichte von Horizont zu Horizont. Ein fliegender Teppich aus roten Insekten, die aus dem Schlaf des Erstsommers erwacht waren.

Die Grasschrecken waren hungrig.

Sie waren nicht schlecht, sie waren nicht grausam oder auf Vernichtung aus. Der Hunger trieb sie an, das elementarste Bedürfnis eines jeden Lebewesens.

Der Schwarm hatte einen langen Weg hinter sich. Über die Wüste, die wie ein Gürtel den Pol umgab. Über die Ebene, die sich bis zu den Hügelländern erstreckte.

Der Weg war dem Schwarm vertraut.

Instinkt lenkte seinen Kurs. Zu den Webern, um deren Netze zu verzehren, den Hunger ein wenig zu stillen für den Weiterflug zum Hügelland, zu den Tälern …

Sayrin hob wieder den Kopf, trotzte dem Regen, und sie sah die dichte Wolke der Grasschrecken auf die Gebäude der grauen Menschen herabsinken.

Durch das Plätschern des Regens gellten Rufe.

Harte, kalte Worte. Worte, wie sie nur die Grauen benutzten. Feuer

leckte durch das fallende Wasser und schnitt in den Schwarm der roten Insekten, verkohlte sie zu Tausenden, doch für jede tote Grasschrecke schwärmten hundert neue heran und stürzten sich hungrig in die Flammen der Laser.

Flügelschlag hinter Sayrins Rücken.

Die Calhare klammerte sich an das Netz des Webers, als könnte es ihr Schutz bieten in einer Welt, wo die Natur selbst jeden Schutz illusorisch machte. Etwas zwang sie den Kopf zu drehen.

Sie starrte direkt in die Diamantaugen einer Grasschrecke.

Die Schwingen der Grasschrecke bewegten sich schnell. Sie waren rot wie der Panzerleib und feucht wie Sayrins Haut. Die Beißzangen, messerscharf und stark genug, um jeden Knochen mühelos zu durchtrennen, klapperten hungrig auf und zu. Die dunkle Öffnung des Maules klaffte dreieckig in dem runden Schädel.

Die Grasschrecke folgte beharrlich dem Schweber, der sich zögernd seinen Weg durch die Sturzbäche bahnte.

Sayrin war wie gelähmt.

Sie hörte die Gedanken der Grasschrecke ganz deutlich, und die Gedanken kreisten nur ums Schwärmen und Fressen, um Hunger, ums Überleben.

Sie hörte mit der unbegreiflichen Kraft namens PSI die gierigen, dumpfen Gedanken der Grasschrecke, und es war, als hätte der psychische Kontakt einen Schalter umgelegt.

Noch einen kurzen Moment zögerte die Grasschrecke, dann drehte sie ab und schwirrte davon.

Zur ihren Artgenossen, die in dichten Trauben über die grauen Männer und Frauen herfielen. Die das Flammengezüngel der fremdartigen Waffen ignorierten. Die zu Tausenden starben, ehe der Widerstand gebrochen war und die Grauen begraben wurden von wimmelnden Bergen aus Rot.

Die Grasschrecken waren überall.

Sie krochen über die Dächer der häßlichen, eckigen Gebäude. Die Wände hinauf, die Wände hinunter. Sie zwackten mit ihren Beißzangen große Stücke aus dem farblosen Material und schlangen sie hinunter.

Sie bissen Löcher und schlüpften hindurch, in das Innere der Bauwerke, wimmelten durch die Korridore und begruben alles unter sich.

Der Regen folgte ihnen.

Der Regen und die Grasschrecken waren Verbündete. Seit Jahrmillionen schon arbeiteten sie zusammen, und es gab nichts, das

sich ihnen entgegenstellen konnte.

Sayrin zitterte.

Sie wußte jetzt, daß die Grasschrecken ihnen nichts antun würden. Sie wußte, daß PSI sie beschützte, daß PSI noch besser war als die Geborgenheit gewachsenen Granits. Aber sie hörte die stimmlosen Schreie der grauen Menschen in ihrem Kopf.

Deshalb zitterte sie.

Und sie spürte, daß auch terGorden bebte.

Er mußte wie sie empfinden.

Natürlich, dachte Sayrin wie betäubt. Er hört wie ich ohne Ohren, sieht ohne Augen, spricht ohne Zunge.

Der Wind pfiff, und das Pfeifen verschmolz mit dem Rauschen der Wassermassen und den Flügelschlägen der Myriaden Grasschrecken. Eine Bö riß für Sekunden den Regenvorhang auseinander.

Nicht weit entfernt, dreißig oder vierzig Meter nur, stand ein silberner Diskus auf dem makellosen Stahlprotop des Landefeldes. Er stand auf sechs Spinnenbeinen da, und das Regenwasser spülte über seine glatten Rundungen und tropfte zu Boden.

Von rechts schoß ein großer Schwarm Grasschrecken heran.

David terGorden ballte die Fäuste.

Sayrin stöhnte, als der psionische Schrei in ihrem Schädel gellte. Der Schrei war an die Grasschrecken gerichtet.

NEIN! FORT MIT EUCH!

Und die Grasschrecken drehten ab. Für Sekunden entstand Konfusion in dem Schwarm. Wie aufgeregte Mücken tanzten die Insekten hin und her. Dann schwirrten sie davon, zurück zu einer hohen Nadel, die sich trotzig in den Himmel bohrte.

Die Silbermuschel erreichte den Diskus.

TerGorden strich sein klatschnasses, blondes Haar aus den Augen und war mit einem Satz bei dem Gleiter. Sein zweites Ich folgte nur eine Sekunde später.

Sayrin spürte, wie das Netz zog und zerrte und nach oben steigen wollte.

Nein, dachte sie grimmig. Noch nicht.

Geduckt rannte sie durch den Regen. Ihre nackten Füße ließen das Wasser der Pfützen aufspritzen. Das Wasser war handwarm.

David war es gelungen, die Bodenluke des Gleiters zu öffnen. Das gelbe Licht, das durch die runde Öffnung fiel, ließ die Tropfen funkeln.

Schon hatte er sich hochgezogen, war verschwunden, dann erschien sein Arm, und er half Sayrin hinauf. Das zweite Ich verschloß die

Luke.

Erschöpft kauerte sich Sayrin auf den Boden.

Dieser Gleiter, erkannte sie, war kleiner als jener, mit dem sie in der Stadt der Grauen eingetroffen war. Hier gab es keinen Kerker, keinen engen Tunnel.

Vor ihr befanden sich drei stabile Sessel und eine verwirrende Vielfalt von Knöpfen, Lampen, Schaltern und handtellergroßen Glasflächen.

Einiges davon erinnerte sie an ihren Besuch im *Boot,* zu dem die Talkinder bei ihrem ersten Zweitsommer geführt wurden, um sie an das Schicksal der Ahnen zu mahnen und ihnen ihren Ursprung zu zeigen.

Von den Sternen kommen die Calharen, dachte Sayrin müde. Von dem Raum über dem Himmel, von der Erde, der fernen Erde …

Sie war tropfnaß, und hier im Innern des Gleiters war es kühl. So kühl, daß sie fror.

David und sein zweites Ich nahmen in den Sesseln Platz. Sie hantierten an den Schaltern. Die kleinen Lampen leuchteten auf. Der Boden vibrierte. Brummen ertönte. Der Gleiter ruckte. Einige der matten Glasflächen wurden hell, und zu Sayrins Erstaunen waren sie Fenster.

Fenster von einer Art, die Sayrin bisher noch nicht kennengelernt hatte.

Sie sah in den Fenstern den Regen und die Grasschrecken und die Gebäude der grauen Menschen, die nach dem Überfall der Insekten an gesplitterte Zähne erinnerten.

Der Gleiter erhob sich in die Luft.

Durchstieß die Schwärme der Grasschrecken.

Durchstieß die Wolken.

Schwang sich hoch hinauf in das Grün des Firmamentes, wo es keinen Regen gab und die Sonne unnahbar glühte und brannte.

Sayrin schloß die Augen.

Sie waren entkommen. Die Angst und der Schrecken lagen hinter ihnen. Sie brauchte sich nicht mehr vor den grauen Menschen zu fürchten.

Bald, hörte sie Davids stimmlose Worte in ihren Gedanken, *bald bist du wieder Daheim.* Sayrin lächelte.

XI

Die Wirkung des nullpsionischen Medikamentes war verflogen.

Mit seinen PSI-Kräften löste Claude Farrell die Gurte, die ihn an den Sessel ketteten, und vorsichtig zog er seinen Kopf unter der Wölbung der Psycho-Haube hervor.

Seine Hände bebten.

Er fühlte sich schwach und ausgelaugt. Das Verhör hatte ihn Kraft gekostet. Die Anstrengung, den hypnotischen Einflüsterungen des Verhörcomputers standzuhalten, die Schmerzen, die die Elektroden in sein Nervensystem geschickt hatten …

Farrell schauderte.

Es ist vorbei, sagte er sich benommen. Vorbei.

In der Luft, wie blasser Nebel, schwebten die *Jin*-Sporen.

Der Treiber stand auf, reckte und streckte sich und trat mit unsicheren Schritten an den Tisch. Mechanisch holte er einen Zigarillo aus der Packung, schob ihn zwischen die Lippen und zog heftig.

Die Spitze glühte auf.

Farrell rauchte und musterte die reglosen Gestalten auf dem Boden.

Grün bemooste Leiber.

Augen von der Farbe einer saftigen Wiese. Efeu, der über die Wangen wucherte.

Die Queens, die Gardisten und der Techno atmeten noch. Sie waren nicht tot. Die *Jin*-Spore tötete nicht. Sie brachte nur die Träume.

Träume, wie sie nur von Grauen geträumt werden konnten.

Und während sie träumten, flickte die *Jin*-Spore das zerschnittene Netzwerk der Synapsen des Gehirns zusammen, beseitigte die Konditionierung und erweckte die Gefühle zu neuem Leben.

Neues Leben, durchfuhr es Farrell. Das ist es, was die Grauen erwartet: Ein neues Leben. Wenn sie aus ihren Träumen erwachen, werden sie keine Grauen mehr sein, sondern Menschen mit Gefühlen, mit Hoffnungen, Ängsten und Sehnsüchten.

Jin schenkt ihnen die verlorene Menschlichkeit.

Farrell rauchte.

Er machte sich keine Sorgen. Längst schon waren die *Jin*-Sporen durch die Klimaanlage in alle Räume und Korridore der Bergstation verteilt worden.

Jeder einzelne Graue lag nun träumend und bemoost auf dem Boden und wartete, ohne es zu wissen, auf seine zweite Geburt.

Der Treiber ließ den Zigarillostummel fallen, zertrat ihn sorgfältig und ging dann zu der Frau, die das Verhör geleitet hatte. Nachdenklich sah er sie an.

Calinca hieß sie, hatte er ihrem Gedankeninhalt entnommen.

Die Frau war klein, maß vielleicht hundertsechzig Zentimeter, und Nase, Mund und Augen waren zierlich wie alles an ihr. Hellbraunes Haar, in dem winzige hellgrüne Blätter wuchsen. Sanft geschwungene Brüste unter dem glatten Grau ihrer Montur.

Die Frau war bemoost.

Die *Jin*-Spore war keine selbstlose Pflanze. Sie schenkte Gefühl und Lebenssinn zurück, doch sie nahm dafür ein wenig Körpersubstanz.

Verwandelte einen Teil des Fettgewebes in dieses Moos, das aus den Poren der Haut wuchs. Ehe die Queen Calinca erwachte, würde das Moos abfallen. Vorher würde es blühen und neue *Jin*-Sporen erschaffen.

Genug für einen ganzen Planeten.

Genug für ein ganzes Sternenreich …

Ein Lächeln stahl sich auf Claude Farrells Züge. Er kniete nieder, und seine Hand strich sanft über das flauschige Moos, das Calinca bedeckte.

»Du wirst träumen«, murmelte Farrell. »Wenn du erwachst, wirst du verstehen. Du wirst keine Queen mehr sein, keine Graue mit Eis im Herzen und einer Seele aus Stein. Du wirst wieder wie ein Mensch fühlen und wie eine Frau empfinden.

Befehle werden dir dann nichts mehr bedeuten.

Gehorsam wird dir fremd sein, Calinca, denn du wirst denken und nachdenken.«

Farrell brachte seinen Mund dicht an das grüne bemooste Ohr der schlafenden Frau.

»Erinnere dich dann an die anderen Grauen auf dieser Welt und auf den anderen Welten des Sternenreiches und auf der Erde.

Erinnere dich, daß Tausende und Abertausende noch immer im Panzer der Konditionierung gefangen sind.

Freiheit ist nur vollkommen, wenn auch die anderen frei sind.

Schenke ihnen die Freiheit, Calinca, wenn du erwachst und weißt, wie es ist, wieder ein Mensch zu sein. Das *Jin* wird dir dabei helfen.

Warte auf das nächste Schiff, das diesen Planeten anfliegt, und verbreite die Sporen auf allen Welten des Reiches.

Und jetzt schlafe und träume, Calinca.«

Farrell erhob sich wieder, nahm seinen Raumanzug, verstaute seine Habseligkeiten in den Taschen und verließ mit festen Schritten den

Raum.

Draußen auf dem Korridor stieß er auf einen Graugardisten. Schlafend und träumend und bemoost.

In der Luft trieben die feinen Sporen.

Sie waren überall.

Farrell ging weiter und betrat den Lift, ließ sich von ihm nach unten tragen. Seine Gedanken kreisten um David terGorden. Nach Calincas Bemerkung zu urteilen, war David in der Zentralbasis der Grauen Garden gefangen.

Der Lift stoppte. Die Tür öffnete sich.

Wieder ein Korridor. Zwei Graue im Sporenschlaf.

Der Treiber zögerte. Vielleicht sollte er warten, bis die Grauen erwacht und von ihrer Konditionierung befreit waren.

Die Zentralbasis war zweifellos strengstens abgesichert. Selbst für einen Psioniker mochte es unmöglich sein, in sie einzudringen.

Schließlich war terGorden den Grauen in die Hände gefallen, und terGorden besaß eine größeres PSI-Potential als er.

Während Farrell zögerte, meinte er in der Ferne eine vertraute Stimme zu hören.

Der Treiber runzelte die Stirn.

Gedankenimpulse?

Er konzentrierte sich, sank in die Trance, die seine PSI-Kräfte weckte.

Das mentale Gemurmel der Weber überlagerte zunächst alle Echos. Sorgfältig tastete Farrell mit seinen telepathischen Sinnen – und da war sie wieder, diese Stimme.

Diese Gedankenstimme.

Sie war nicht fremd. Sie war ihm vertraut, und sein Herz begann aufgeregt zu hämmern, und seine Handflächen wurden feucht.

Er irrte sich nicht.

David terGorden!

Aber dann fiel ihm etwas Merkwürdiges auf. Er spürte nicht nur Davids Bewußtsein, sondern auch ein zweites. Eins, dessen charakteristische Merkmale denen von terGorden entsprachen. Wie eine perfekte Kopie.

Wie ein kräftiges Echo.

Seltsam.

Farrell runzelte die Stirn. Konnte dies eine der alternativen terGorden-Inkarnationen sein? Das parallele Ich des Erben der Macht, von dem es insgesamt acht geben sollte?

Hatte David Erfolg gehabt?

Ja, dachte Farrell und nickte unwillkürlich. Es gab keine andere Erklärung.

Im Hintergrund spürte er die Impulse eines dritten Bewußtseins. Vorsichtig forschte er. Ein Mädchen. Eine … Calhare. *Sayrin.* Eine Psionikerin.

Plötzlich war Farrell sehr neugierig auf die Geschichte, die David terGorden ihm erzählen würde.

Und so öffnete er seinen Geist, so weit wie ihm möglich war, und er schickte einen machtvollen telepathischen Impuls hinaus in den psionischen Äther.

David terGorden! Hörst du mich? Mich, Claude Farrell, dein Freund aus lang vergangenen Terranauten-Tagen. Dein Begleiter während der Odyssee über Rorqual … Hörst du mich, David?

Die Antwort erfolgte sofort.

Sie drückte Überraschung und Freude aus. *Claude! Bist du wirklich, Claude?*

Farrell lachte laut.

Er begann zu laufen. Er rannte durch den Korridor und erreichte die Felskaverne, wo die Gleiter der Grauen parkten und wo fünf, sechs grün bemooste Gestalten leise atmend dalagen.

Bei Myriam, ich bin es!

Psychokinetisch griff Farrell nach dem Tor, entdeckte den Öffnungsmechanismus und manipulierte ihn, so daß die durch eine Felsschicht getarnten Tore zur Seite glitten.

Graugrünes Licht empfing ihn.

Dünner Nieselregen benetzte die Berge, die Gipfel, Steilwände und Schluchten, die Ebene, die bis zum Horizont reichte. Wolkenbänke trieben von Norden heran.

Durch das flauschige Grau der Regenwolken fiel ein blitzender Punkt und kam rasch näher. Der Punkt wurde größer und zu einem silbernen Diskus.

Farrell winkte.

Dann war der Diskus heran und schwebte bewegungslos vor der Felsenbasis. Eine Luke öffnete sich, und eine unsichtbare, psionische Hand ergriff den Treiber und trug ihn sanft in das Innere des Gleiters.

Sein Blick fiel auf die Frau mit dem nackten Oberkörper und den Apfelbrüsten, und im Tal der Brüste hing ein Triadisches Monochord, das Wahrzeichen der Treiber. In der Hand hielt die Frau ein rotes Netz, das der Decke der Kanzel entgegenzustreben schien.

Die Frau lächelte ihn scheu an.

»Ich bin Sayrin«, sagte sie.

Farrell erwiderte das Lächeln und sah terGorden an.

Die *beiden* terGordens.

Sie waren identisch. Das selbe Gesicht, die selben blonden Haare, das selbe Lächeln.

Nur eines unterschied sie: Das kleine Triadische Monochord aus Metall, das in den Schädelknochen des parallelen terGordens eingepflanzt war.

Das Stigma, dachte Farrell. Das elektronische Stigma, von dem die Graue gesprochen hat.

Er trat einen Schritt nach vom und reichte den beiden terGordens die Hände.

Stumm sahen sie sich an, und ihre Bewußtseine verschmolzen in diesen Sekunden miteinander. Tausend Worte wurden gewechselt, tausend Bilder ausgetauscht.

Schließlich brach die psionische Verbindung ab.

»Setz dich, Claude«, sagte terGorden – jener terGorden, der den Konnex-Kristall besaß. »Wir müssen zurück. Zurück in unsere Welt.« Er wies auf den freien Pilotensessel.

Der Gleiter nahm wieder Fahrt auf.

Steil stieg er nach oben, vorbei an dem Netzwerk der Weber und erreichte schließlich das flimmernde Oval, das hoch über den Bergen hing.

Von einem Moment zum anderen war der Diskus verschwunden.

XII

Calinca erwachte.

Aber das Erwachen war ganz anders als sonst.

Nicht abrupt. Nicht von einem Moment zum anderen, so, wie man eine Lampe anknipste.

Sie erwachte langsam.

Aus Träumen, die ihr schemengleich entglitten. Ich habe geträumt, dachte Calinca erstaunt. Zum ersten Mal seit Jahren, seit meinem Eintritt in die Grauen Garden, habe ich geträumt. Seltsame Träume. Sehr seltsam …

Sie war erstaunt, und das Erstaunen entsetzte sie.

Sie war eine Graue, und eine Graue empfand nur matte, kaum merkliche Verwunderung, kein Erstaunen. Erstaunen war ein viel zu intensives Gefühl.

Zu intensiv, um die Barriere zu durchdringen, die die Schnitte im Gehirn geschaffen hatten.

Calinca lag da und spürte, daß sie zitterte.

Sie fühlte Erstaunen und Verwirrung und Angst und Freude. Panik und Glück, Ekel und Bewunderung, Haß und Liebe.

Ihre Gedanken wirbelten.

Visionen stiegen in ihr auf und verblaßten.

Taumel erfaßte sie. Emotionaler Taumel. Gefühle wie ein Feuerwerk, in dessen Farbenräder immer neue Raketen schossen und funkelnde Pracht entfalteten.

Ich fühle, dachte Calinca. Arda, Arda, ich *fühle.*

Sie konnte nicht fühlen. Sie durfte nicht fühlen. Gefühle waren schlecht, verboten, unmöglich. Sie war eine Graue.

Eine Queen der Grauen Garden.

Eine Kontrolleuse der Cosmoralität.

Von Chan de Nouille, der Großen Grauen persönlich beauftragt.

Aber sie fühlte.

Trauer. Verblüffung. Abscheu. Glückseligkeit. Liebe.

Ihr ganzes Nervensystem befand sich in Aufruhr. Es war schrecklich und schön zugleich. Wie Meeresbrandung kamen und gingen die Gefühle. Zu mächtig, um ihnen widerstehen zu können.

So ließ sich Calinca treiben.

Erst nach und nach verblaßte das Kaleidoskop der widerstreitenden Emotionen. Das Durcheinander ihrer aufgeregten Gedanken beruhigte

sich.

Calinca dachte an die Vergangenheit.

An die Kälte in ihrem Herzen. An den Stein in menschlicher Gestalt, der sie gewesen war. An ihren sklavischen Gehorsam. Ihre blinde Anbetung der Cosmoralität und der Großen Grauen. An die Dinge, die man ihr befohlen und die sie getan hatte.

An ihr Leben als Queen.

An die Schnitte im Gehirn.

An die Konditionierung.

Aber die Schnitte existierten nicht mehr. Die Konditionierung *war* von ihr abgefallen, und sie fühlte sich frei und glücklich und wunderbar.

Sie lächelte. Nicht schmal und unpersönlich wie eine Graue, sondern offen und ehrlich und zufrieden wie ein Mensch.

Calinca öffnete die Augen und richtete sich auf.

Sin Hay hockte nicht weit von ihr entfernt auf dem Boden, und ihr Gesicht besaß einen verwunderten, ungläubigen Ausdruck.

»Calinca!« stieß Sin Hay hervor.

Tränen liefen der schwarzhaarigen Frau über die Wangen, und sie kroch zu Calinca und umarmte sie.

»Was ist nur geschehen?« flüsterte Sin Hay. »Ich … fühle mich so seltsam. Ich *fühle,* Calinca. Ich fühle!«

Calinca strich Sin Hay über das Haar. Sie genoß die herbe Süße des Parfüms, und amüsiert dachte sie daran, wie kritisch sie darauf noch vor wenigen Stunden reagiert hatte.

»Die *Jin*-Sporen, Sin Hay«, antwortete Calinca leise. »Die Sporen des Treibers Claude Farrell. Sie haben uns zurück verwandelt.

Wir sind nicht mehr grau.

Wir sind keine Queens mehr. Wir fühlen, und das bedeutet, daß wir Menschen sind.«

Sin Hay zitterte.

»Ich habe Angst«, murmelte sie. »Angst vor dem, was uns erwartet. Vor dem Menschsein. Als Queen … Als Queen wußte ich, was ich zu tun hatte. Es gab keine Fragen, nur Antworten. Jetzt ist es umgekehrt.«

Sin Hay preßte sich enger an Calinca.

»Es ist unheimlich, ein Mensch zu sein«, fuhr die ehemalige Kommandeuse fort. »Unheimlich und ungewohnt und seltsam. Was muß ich tun? Was kann ich tun? Wer gibt mir Befehle? Und brauche ich noch Befehle? Weißt du es, Calinca?«

Calinca schwieg einen Moment.

Dichter Sporennebel schwebte in der Luft. Die Sporen hatten sich vermehrt.

In vollen Zügen atmete sie sie ein, und sie lächelte dabei.

»Befehle?« wiederholte sie nachdenklich. »Nein, Sin Hay. Die Zeit der Befehle ist unwiderruflich vorbei. Menschen benötigen keine Befehle. Wir sind frei. Wir können selbst über uns bestimmen.

Befehle sind etwas für Graue, für lebende Steine, für Eisklötze.

Aber wir sind jetzt Menschen ...«

Calinca musterte Chesan. Der grüne Moosbelag auf der Haut der Queen war fast vollständig verschwunden. Ihre Glieder zuckten.

Bald würde auch Chesan aufwachen und sich einem neuen Leben gegenübersehen.

Die beiden Graugardisten und der Techno waren noch zum großen Teil bemoost.

»Wo ist der Treiber?« fragte Sin Hay. »Und warum hat er das getan?«

Calinca hob die Schultern.

»Er ist fort. Vielleicht zurückgekehrt in jene Welt neben der Welt. Und warum er das getan hat? Um sich zu befreien. Wir haben ihm die Freiheit genommen, und er hat sie sich zurückgeholt.

Und gleichzeitig auch uns die Freiheit geschenkt. Er hätte uns töten können. Aber er hat es nicht getan. Er war ein Mensch. Er wußte, daß wir krank waren. Jetzt sind wir gesund.«

Stille trat ein.

Chesan seufzte und bewegte sich stärker. Ihre Augenlider flatterten.

In der Luft tanzten die winzigen Sporen.

Calinca dachte an die Basis in der Ebene und an die Basis auf dem Mond. An die Erde, Lunaport, Shondyke und die Welten des Sternenreiches.

Überall gab es Graue.

Wesen, die wie Menschen aussahen, denen zum Menschsein jedoch die Gefühle fehlten.

Und Calinca dachte an den Traum. Oder war es kein Traum? Hatte dieser Farrell wirklich mit ihr gesprochen?

Unwichtig.

Es spielte keine Rolle.

Was zählte, das waren die *Jin*-Sporen und die Hoffnung, die sie für die Welten des Reiches und die Grauen Garden darstellten.

Calinca wußte, was sie zu tun hatte.

Zu allen Sternen würde sie die Sporen tragen und damit das Eis in den Herzen der Grauen auftauen. Vielleicht würde sie dabei sterben.

Aber es war einen Versuch wert. Sie mußte es tun.

Erst wenn alle Grauen von der Konditionierung befreit waren, dann war auch sie wirklich frei.

Calinca sah Sin Hay an.

»Wir haben Arbeit vor uns«, sagte sie bedächtig. »Viel Arbeit. Aber ich glaube, es wird gelingen. Es muß gelingen. Wir haben keine Wahl.«

Schweigend sahen die beiden Frauen dann dem schwerelosen Tanz der Sporen zu und warteten auf das Erwachen von Chesan.

XIII

Dies, dachte Sayrin, dies ist das wahre Calhari. Hier gibt es keinen Mond, keine grauen Menschen …

Sie atmete in tiefen Zügen die Luft ein. Die Luft war trocken. Es regnete nicht.

Weil der Mond fehlte, hatte David ihr erklärt, setzte der Klimawechsel später ein. Noch drei, vier Tage, dann würden auch hier die Wolken am Himmel heraufziehen und Regen und Grasschrecken bringen.

An den Bergen klebten die Weber und spönnen betriebsam ihre Netze.

Grün stand die Sonne am Firmament.

Sayrin sah nach oben. Das flimmernde Oval – das Tor zwischen den beiden Calharis – war verschwunden. David hatte es ausgeknipst.

Mit seinem Kristall.

David …

Sayrin drehte den Kopf und sah zu dem blonden Mann hinüber, der mit dem anderen Mann namens Claude Farrell sprach.

Das andere Ich … Es war fort.

In jenen endlosen Momenten, in denen sie das Tor passiert hatten, waren die beiden terGordens verschmolzen. Sie waren nun eins, in Gestalt und Geist, und Sayrin fröstelte noch immer, wenn sie daran dachte.

Das Tor aber war geschlossen.

Für immer, wie ihr David versichert hatte.

Die grauen Menschen bildeten keine Gefahr für die Bewohner der Täler.

Sayrin zupfte nachdenklich an dem Netz, das nun immer heftiger an ihr zerrte. Es war nun dick und leicht und wollte dem Himmel entgegenstreben.

»Es tut mir leid, Claude«, hörte sie Davids Stimme, »daß wir uns schon jetzt wieder trennen müssen. Doch meine Zeit ist knapp. Im grauen Universum habe ich mich länger als geplant aufgehalten. Ich muß weiter. Der Konnex-Kristall leitet mich.«

Farrell senkte den Kopf.

»Ich verstehe«, nickte er. »Ich bedaure es, aber ich verstehe dich. Der Weiße Stern …«

»Der Weiße Stern«, bestätigte terGorden ernst. »Ich habe erst drei

meiner parallelen Brüder in mir aufgenommen. Fünf andere warten noch. In alternativen Wirklichkeiten, und ich weiß, daß sie wie mein Ich aus dem grauen Universum in Gefahr schweben.

Ich muß den Weißen Stern erschaffen, um die Anti-Kaiserkraft-Waffe zu aktivieren.

Erst wenn alle acht Brüder in mir sind, wird mir das möglich sein. Neun Kosmische Spektren sind dazu nötig. Fünf fehlen noch.«

David terGorden legte Farrell eine Hand auf die Schulter.

»Später werde ich dir und den anderen Freunden erzählen, was ich gesehen und was ich erlebt habe. Vieles wird euch fremd und seltsam und vielleicht sogar unglaublich erscheinen.

Später. Nicht jetzt. Erst muß die Aufgabe erfüllt werden.

Grüß die Freunde, Claude. Grüße Llewellyn, Asen-Ger, Narda und Nayala und all die anderen von mir.

Ich habe sie nicht vergessen.

Sage ihnen, daß ich zurückkehren werde.«

Claude Farrell nickte. Er umarmte David kurz und trat dann einen Schritt zurück, schloß die Augen, und Sayrin hörte seinen stimmlosen Ruf.

Es dauerte nicht lange, dann erschien etwas Dunkles, Schlankes am Himmel. Es sah aus wie ein Tier, aber es war kein Tier.

Ein Raumschiff, dachte Sayrin. *Organsegler,* ja, so hat Claude dieses Raumschiff genannt. Und es ist nur klein; ein viel, viel größeres wartet oben im Raum, wo es kalt und dunkel ist und wo es keine Luft gibt …

»Lebwohl, Sayrin«, sagte Farrell.

Sayrin winkte.

Der Treiber zögerte noch einen Moment, sah kurz mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck zu terGorden hinüber und näherte sich dann dem seltsamen Raumschiff, dem Rochen mit der borkigen Haut.

Die Haut teilte sich.

Eine Öffnung entstand.

Farrell verschwand in dem klaffenden Spalt, der sich sofort wieder schloß.

Der Rochen erzitterte, löste sich vom Boden und schwang sich elegant in die Lüfte. Bald war er nur noch ein Punkt gegen das Türkisgrün des Firmamentes.

Lebwohl, David. Lebwohl, Sayrin!

Der Punkt verschwand, und der telepathische Abschiedsgruß brach ab.

Claude Farrell hatte Calhari verlassen.

Sayrin und David terGorden standen sich schweigend gegenüber.

»Es ist traurig, daß du fort mußt«, murmelte Sayrin. »Aber ich fühle, wie wichtig dies für dich ist. Ich mag dich, David. Ich mag dich sehr. Vergiß mich nicht.«

TerGorden lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ich werde noch oft an Calhari denken«, sagte er leise. »An die Berge, die Weber, die Ebene – und an dich. Ich mag dich auch.«

Sayrin küßte ihn. »Viel Glück«, stieß sie hervor. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und sie ballte die Fäuste. Aber sie wußte, daß er gehen mußte.

Dies war ihre Welt, aber nicht seine. Sie brauchte das grüne und das violette Licht der Doppelsonne und er das Licht von tausend mal tausend Sternen.

Ein heller Schimmer entstand in der Luft.

Aus dem Schimmern schälten sich Farben. Rot und blau und gelb und grün.

Ein Ring aus wirbelnden Farben, groß genug, um einen Menschen zu verschlingen.

David terGorden wandte sich ab und trat auf das Farbenfeld zu. Noch einmal drehte er sich herum, lächelte ihr zu – und verschwand in dem wirbelnden, glitzernden Ring.

Der Farbenring erlosch.

Sayrin war allein.

Nur die Weber thronten hoch über ihr. Gleichgültig wie immer. Gleichgültig wie die Ebene.

Langsam ging Sayrin über das Geröll und spürte, wie das Netz immer stärker an ihr zerrte. Bald würde sie mit dem Netz davonfliegen. Die Winde würden sie über die Ebene, das Hügelland und bis zu den Tälern treiben.

Der Silberdiskus wurde hinter ihr kleiner und kleiner und war dann verschwunden.

Sayrin umrundete einen mehr als mannshohen Felsbrocken.

Unvermittelt blieb sie stehen.

Vor ihr, mit gesenktem Kopf, reglos und müde, stand das Huftier.

Das Huftier war dumm. Es hatte sich nicht gerührt. Es hatte all die Stunden, die zwei oder drei Tage, gewartet. Auf den Tod oder auf Sayrin.

Dem Huftier war es gleich.

»Ho«, murmelte Sayrin und kraulte das Huftier zwischen den großen trüben Augen. »Dummes Ding. Armes, dummes Ding.«

Dann schwang sie sich behende in den Sattel, befestigte das Netz

und gab dem Huftier die Sporen.

Das Huftier straffte sich. Es wurde von einem Menschen geritten, und das machte das Huftier stolz. Es war dumm – ohne den Menschen.

Mit einem Menschen auf dem Rücken wuchs es über sich hinaus.

Zunächst gemächlich, dann nach und nach schneller werdend, trottete das Huftier über die Ebene, dem Hügelland entgegen, wo das Gras blau und frisch war und es seinen Hunger stillen konnte.

Die Weber sponnen ihre Netze, so wie seit Jahrzehntausenden, und erwarteten die Ankunft der Grasschrecken.

»Ho!« brüllte Sayrin und trieb das Huftier zum Galopp an.

Nach Hause, dachte sie. Endlich nach Hause!

ENDE